



universität
wien

MASTERARBEIT / MASTER'S THESIS

Titel der Masterarbeit / Title of the Master's Thesis

„Die Konstruktion eines ‚mittleren Charakters‘. Eine
quellenkritische Studie zu Stefan Zweigs *Marie Antoinette*“

verfasst von / submitted by

Rebekka Zeinzinger, BA BA

angestrebter akademischer Grad / in partial fulfilment of the requirements for the degree of
Master of Arts (MA)

Wien, 2017 / Vienna, 2017

Studienkennzahl lt. Studienblatt /
degree programme code as it appears on
the student record sheet:

A 066 817

Studienrichtung lt. Studienblatt /
degree programme as it appears on
the student record sheet:

Masterstudium Deutsche Philologie UG2002

Betreut von / Supervisor:

Univ. Prof. Dr. Konstanze Fliedl

Diese Masterarbeit hätte ohne die Unterstützung einiger Menschen nicht in dieser Form entstehen können.

Mein Dank gilt den Mitarbeiter/innen des Literaturarchivs Salzburg, Forschungszentrum von Universität, Land und Stadt Salzburg, für die Ermöglichung der Einsichtnahme in die Manuskripte Stefan Zweigs, insbesondere Oliver Matuschek für wichtige Quellenhinweise.

Ich danke Univ.Prof. Dr. Konstanze Fliedl für ihre Anregung, dieses Thema zu wählen und damit eine Forschungslücke zu füllen, sowie für ihre hervorragende Betreuung.

Zu guter Letzt danke ich meiner Familie, besonders meinen Eltern – danke für Eure Unterstützung und Euer großes Vertrauen.

Inhaltsverzeichnis

Siglenverzeichnis	3
1 Einleitung	5
2 Zur Theorie der Biographie	8
2.1 Gattungsproblematik	8
2.2 Biographische Tendenzen im 20. Jahrhundert: Die „moderne Biographik“	9
3 Zweigs literarische Biographien	15
3.1 Geschichtstheoretische Positionen	15
3.2 Vermenschlichung versus Heroisierung – Singularität versus Typik	20
3.3 Das Verhältnis zur Psychoanalyse	24
3.4 Zu Sprache und Stil der Biographien	29
3.5 Entstehungsbedingungen von <i>Marie Antoinette</i>	32
3.6 Rezeption des Werks	34
4 Quellenanalyse	38
4.1 Einsatz des Briefwechsels zwischen Maria Theresia und Marie Antoinette	38
4.1.1 Intimität und Öffentlichkeit – Das „Geheimnis des Alkovens“	40
4.1.2 Das „Debüt in Versailles“	45
4.1.3 Ein Kampf, der keiner war? Die Affäre um Madame Dubarry in „Der Kampf um ein Wort“	46
4.1.4 Die junge Königin in den Briefen	50
4.1.5 Mahnungen an eine „Königin des Rokoko“	55
4.1.6 „Trianon“ und „Die neue Gesellschaft“	60
4.1.7 „Der Bruder besucht seine Schwester“ und „Mutterschaft“	63
4.1.8 Zusammenschau	67
4.2 Darstellung der „Halsbandaffäre“	68
4.2.1 Höhepunkt eines Schauspiels – „Der Blitzschlag ins Rokokotheater“	69
4.2.2 Die Chronologie der Komödie	74
4.2.3 „Prozeß und Urteil“ – Die Tragödie beginnt	77
4.3 Darstellung der Beziehung zwischen Marie Antoinette und Graf von Fersen	78
4.3.1 Zur Quellensituation	78
4.3.2 Ein historisches Liebesdrama in fünf Akten	79
4.3.3 „War er es, war er es nicht?“	82
4.3.4 Zitate in den übrigen Kapiteln	85
4.3.5 Einbettung anderer Quellen	87
5 Zusammenfassung: Die Konstruktion einer mittelmäßigen Heldin	90
6 Literaturverzeichnis	94
6.1 Quellen	94
6.2 Primärliteratur	95
6.3 Sekundärliteratur	96
7 Abstract	99

Siglenverzeichnis

- MA** Zweig, Stefan: *Marie Antoinette. Bildnis eines mittleren Charakters*. Hrsg. u. mit einer Nachbemerkung versehen v. Knut Beck. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch ⁴2014.
- MT** Christoph, Paul (Hg.): *Maria Theresia. Geheimer Briefwechsel mit Marie Antoinette*. Wien, München: Amalthea 1980.
- FB** Funck-Brentano, Frantz: *Das Halsband der Königin und der Tod der Königin. Nach neuen Quellen bearbeitet*. Einzige berecht. Übers. aus d. Franz. v. Nina Knoblich. Mit zweiundzwanzig Illustrationen. München: Albert Langen 1905.
- SÖ** Söderhjelm, Alma (Hg.): *Fersen et Marie-Antoinette. Correspondance et journal intime inédits du Comte Axel de Fersen*. Paris: Editions Kra 1930.

1 Einleitung

„Bildnis eines mittleren Charakters“ – so lautet der Untertitel der wohl bekanntesten und einflussreichsten Biographie der österreichischen Erzherzogin und französischen Königin Marie Antoinette. Ihr Autor Stefan Zweig benennt damit schon im Titel seines Werks das Programm, das er mit dem Buch verfolgt, und legt es in der Einleitung genauer dar: Marie Antoinette sei „eine laue Seele, ein mittlerer Charakter und, historisch gesehen, anfangs nur Statistenfigur“ (MA 9) gewesen. Erst durch den Einbruch der Revolution sei diese durch und durch gewöhnliche Frau über ihr eigentliches Maß hinausgewachsen und zur tragischen Figur geworden. Denn, „[t]ragische Spannung, sie ergibt sich nicht nur aus dem Übermaß einer Gestalt, sondern jederzeit aus dem Mißverhältnis eines Menschen zu seinem Schicksal“ (MA 8). Und weiter begründet der Autor seine Stoffauswahl: „[...] diese Form des Tragischen will mir sogar als die menschlich ergreifendere erscheinen.“ (MA 8)

Marie Antoinette erschien 1932 und wurde noch im selben Jahr in vierzehn Sprachen übersetzt.¹ Es gehört nicht nur zu den erfolgreichsten Büchern Zweigs, sondern ist auch ein Beispiel für die Popularität des biographischen Genres in der Zwischenkriegszeit, in und außerhalb Europas. Die Rezeption des Werks im internationalen Vergleich ist heute wie damals sehr unterschiedlich: Im deutschsprachigen Raum wurden der Biographie häufig Trivialität und mangelnde Sorgfalt im Umgang mit den Quellen attestiert, während in Frankreich bis heute die Methode der psychologischen Deutung auf fundierter Quellenbasis sowie die schriftstellerische Qualität des Autors gerühmt werden. Vor allem auf die französische Historiographie der Königin übte Zweig nachhaltigen Einfluss aus.²

Gerade die Frage der Quellenverwendung in *Marie Antoinette* wurde in der Forschung bisher jedoch nie eingehend untersucht. Ein Quellenverzeichnis sucht man in der Biographie – ebenso wie in den anderen literarischen Biographien Zweigs – vergeblich. Lediglich in der Nachbemerkung gibt der Autor einige wenige Hinweise darauf, welches Material für ihn wesentlich war, und welches er aus Gründen der Unzuverlässigkeit nicht verwendet hat. Er erklärt darin auch seinen Ansatz der psychologischen Betrachtung der Quellen und stellt damit einen Anspruch auf „historisch[e] Wahrhaftigkeit“ (MA 516).

¹ Vgl. Prater, Donald A.: *Stefan Zweig. Das Leben eines Ungeduldigen*. Aus dem Englischen v. Annelie Hohenemser. München, Wien: Hanser ²1982, S. 276.

² Vgl. Wendt, Doris: Stefan Zweigs *Marie Antoinette – Bildnis eines mittleren Charakters*. Eine europäische ‚Kontroverse‘. In: Mark H. Gelber / Anna-Dorothea Ludewig (Hg.): *Stefan Zweig und Europa*. Hildesheim (u. a.): Olms 2011 (HASKALA Wissenschaftliche Abhandlungen, 48), S. 125–148, hier S. 143.

Die vorliegende Arbeit will einen Beitrag zur Erschließung der Quellen von Zweigs *Marie Antoinette* leisten, indem die wichtigsten Quellen in Hinblick auf ihren Einsatz in der Biographie analysiert werden. Die leitenden Forschungsfragen sind dabei folgende: Inwiefern dienten Stefan Zweig seine Hauptquellen dazu, das Bild Marie Antoinettes als das eines „mittleren Charakters“ zu konstruieren? Welche Strategien verfolgte der Autor in Bezug auf die Quellenverwendung? Inwiefern nutzte er Quellen als direkte Vorlagen für den strukturellen, inhaltlichen und argumentativen Aufbau der Biographie?

Die Arbeit widmet sich in einem theoretischen Teil zunächst der Theorie der Biographie und dem biographischen Erzählen zu Beginn des 20. Jahrhunderts, wobei ein Schwerpunkt auf das Phänomen der „modernen Biographik“ der 1920er- und 30er-Jahre gelegt wird. Stefan Zweigs eigene geschichtstheoretische Positionen und das Verhältnis seines biographischen Werks zur Psychoanalyse sind Gegenstand des darauffolgenden Kapitels. Darin sollen auch Aspekte des Stils seiner literarischen Biographien sowie der Entstehungskontext und die Rezeption von *Marie Antoinette* Beachtung finden.

Den Hauptteil der Arbeit stellt eine systematische Analyse der wichtigsten Quellen für die Biographie dar. Dazu zählt zunächst der Briefwechsel Marie Antoinettes mit ihrer Mutter, Kaiserin Maria Theresia. Dieser ist für die Charakterisierung Marie Antoinettes vor allem im ersten Drittel des Buches ausschlaggebend. Zudem wurden zwei Werke ausfindig gemacht, die für Teile der Biographie eine wichtige Vorlage bildeten: Für die Kapitel über die Halsbandaffäre ist dies Frantz Funck-Brentanos *Das Halsband der Königin und der Tod der Königin* (1905) und für die Beziehung Marie Antoinettes zu Axel von Fersen Alma Söderhjells auf Französisch erschienene Studie *Fersen et Marie-Antoinette* (1930).

Als hilfreich für die Identifizierung dieser Vorlagen erwies sich ein Blick auf den Antiquariatskatalog Nummer XIX des Wiener Antiquars Heinrich Hinterberger.³ Dieser hatte im Mai 1937 große Teile von Zweigs Bibliothek übernommen, als im Zuge seiner Emigration nach England das Salzburger Haus auf dem Kapuzinerberg geräumt wurde.⁴ Wenn auch Zweigs Bücher im Katalog nicht explizit gekennzeichnet sind, so finden sich in den Abschnitten „Französische Literatur und Geschichte“ sowie „Révolution Française“ zahlreiche bibliographische Angaben, die auf Zweigs Buchproduktion vor 1934 hinweisen. Darunter fallen beispielsweise Ausgaben der Briefwechsel Marie Antoinettes, Josephs II. und des Grafen Mercy, die Briefwechsel und Memoiren zahlreicher Protagonisten der

³ Vgl. Hinterberger, Heinrich: *Katalog XIX. Interessante alte Bücher*. Wien: o. J.

⁴ Vgl. Matuschek, Oliver: *Stefan Zweig. Drei Leben – Eine Biographie*. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch 2014, S. 305.

französischen Revolution wie Robespierre, Talleyrand, Mirabeau oder Marat sowie einige Werke über Joseph Fouché, dessen biographisches Porträt Zweig 1929 veröffentlichte.⁵ Neben den Memoiren des Herzogs von Lauzun, der Kammerzofe Marie Antoinettes Madame de Campan, und einigen weiteren von Zweig in der Nachbemerkung zu *Marie Antoinette* als unzuverlässig eingestuften Quellen (vgl. MA 515), sind darin auch die beiden Werke von Frantz Funck-Brentano und Alma Söderhjelm aufgelistet. Bei letzterem findet sich sogar der Vermerk „Annotations et souslignements au crayon“⁶, was auf eine intensive Verwendung des Buchs durch den Biographen hinweist. Das Exemplar aus Zweigs Bibliothek ist heute jedoch leider nicht mehr auffindbar, weshalb die Notizen des Autors nicht miteinbezogen werden konnten.

Die drei genannten Werke werden in den drei Abschnitten des quellenanalytischen Teils jeweils einer eingehenden Analyse unterzogen und systematisch auf ihre Repräsentation in Zweigs Biographie hin untersucht. Es wird erörtert, welche Quellenteile Zweig verwendet und in welchen Kontext er sie stellt. Ebenso wird versucht zu erklären, welche Teile er aus welchen Gründen nicht verwendet. Der Vergleich folgt dabei weitgehend der Chronologie und dem strukturellen Aufbau der Biographie in Kapitel. Ziel ist es, durch den systematischen Quellenvergleich Zweigs Strategien im Umgang mit seinen Vorlagen transparent zu machen.

⁵ Vgl. Zweig, Stefan: *Gesammelte Werke in Einzelbänden. Joseph Fouché. Bildnis eines politischen Menschen*. Frankfurt am Main: S. Fischer 1981.

⁶ Hinterberger: *Katalog XIX*, S. 41.

2 Zur Theorie der Biographie

2.1 Gattungsproblematik

Das *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft* definiert die Biographie allgemein als „[l]iterarische Darstellung eines Lebenslaufes“⁷. Es handelt sich um eine Form, die sich der klassischen Gattungstrias entzieht und der sogenannten Zweck- bzw. Gebrauchsliteratur zuzurechnen ist.⁸ Die Biographie befand sich aufgrund ihres Wahrheits- und Objektivitätsanspruches von Beginn an in einem Spannungsverhältnis zur Geschichtsschreibung. Von Seiten der Geschichtswissenschaft wurde sie aufgrund ihres Kunstcharakters jedoch nicht als legitime Form der Geschichtsschreibung anerkannt. Die Frage, ob die Biographie eher der Kunst oder der Wissenschaft zuzurechnen sei, war bis ins 20. Jahrhundert zentral. Gegenwärtig setzt sich die Ansicht durch, dass die Biographie weder eindeutig dem Bereich der Fiktion noch dem der Gebrauchstexte zugeordnet werden kann, sondern dass sie zwischen diesen Bereichen anzusiedeln ist.⁹ Ebenso verhält es sich mit der Frage nach der biographischen Wahrheit, die im Spannungsfeld der beiden Pole Subjektivität und Objektivität steht.¹⁰

Die Biographie kann heute als „Genre zwischen Wissenschaft, Kunst und Unterhaltung“¹¹ keiner Disziplin eindeutig zugeordnet werden, weshalb die aktuelle Forschung zur Biographie zunehmend interdisziplinär ausgerichtet ist. Sie steht „[...] an einer Schnittstelle zwischen Literatur-, Geschichts- und Kulturwissenschaften sowie literarischen Lebenserzählungen [...]“¹². Lange Zeit war das wissenschaftliche Interesse an der Gattung aufgrund der fehlenden Eindeutigkeit in der Zuordnung zu Kunst oder Wissenschaft gering. Als Forschungsgegenstand konnte sie sich daher erst langsam etablieren. Wenngleich die Theoriebildung in den letzten Jahren einen Aufschwung erfuhr,

⁷ Scheuer, Helmut: „Biographie“. In: *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft*. Neubearbeitung des Reallexikons der deutschen Literaturgeschichte. Hg. v. Klaus Weimar (u. a.). Bd. 1. Berlin, New York: de Gruyter 2007, S. 233–236, hier S. 233.

⁸ Vgl. Scheuer, Helmut: Biographie. Überlegungen zu einer Gattungsbeschreibung. In: Reinhold Grimm / Jost Hermand (Hg.): *Vom Anderen und vom Selbst. Beiträge zu Fragen der Biographie und Autobiographie*. Königstein: Athenäum 1982, S. 9–29, hier S. 9.

⁹ Vgl. Scheuer: „Biographie“ (Reallexikon), S. 234.

¹⁰ Vgl. ebd.

¹¹ Fetz, Bernhard: Die vielen Leben der Biographie. Interdisziplinäre Aspekte einer Theorie der Biographie. In: Ders. (Hg.): *Die Biographie – Zur Grundlegung ihrer Theorie*. Unter Mitarbeit v. Hannes Schweiger. Berlin, New York: de Gruyter 2009, S. 3–66, hier S. 7.

¹² Ebd., S. 7–8.

so kann aber auch heute noch keine Rede von einer konsistenten Theorie der Biographie sein.¹³

Für eine kurze Darstellung der wichtigsten Merkmale der Biographie als Gattung sei auf Helmut Scheuer zurückgegriffen, dessen Arbeiten aus den 1970er- und 80er-Jahren zur Theorie und Gattungsgeschichte der Biographie¹⁴ bis heute nichts an Gültigkeit eingebüßt haben. Nachdem Biographien als Teil der Zweckliteratur angesehen werden können, zeichnen sie sich laut Scheuer dadurch aus, dass sie nicht zum Selbstzweck oder als historische Illustration verfasst werden, sondern dass mit ihnen immer etwas erreicht werden will. Sie beschreiben nicht nur einen einzelnen Lebenslauf, sondern wollen darüber hinaus immer etwas Allgemeines darstellen; sie geben ein Exempel.¹⁵

Eine Biographie ist zudem ein „Identifikationsmodell; sie spiegelt und vermittelt Normen sozialen und personalen Verhaltens“¹⁶. Im Vergleich zur Geschichtsschreibung sind Biographien auch dadurch gekennzeichnet, dass nicht nur die äußere Weltentwicklung, sondern auch die innere Entwicklung einer Person Berücksichtigung findet und häufig in den Vordergrund gestellt wird. Die Darstellung der „Beziehung von Individuum und Welt“¹⁷ ist daher ein weiteres Gattungsmerkmal der Biographie. Hervorzuheben ist auch die „Gegenwartsfunktion“¹⁸ der Biographie: Mit der historischen Darstellung wird immer auch eine Brücke zur jeweiligen Gegenwart des Biographen geschlagen, der häufig eine „didaktische Absicht“¹⁹ verfolgt. Bei der Analyse von Biographien ist es also zentral, ihren Entstehungskontext und die damit verbundene literarische und gattungsgeschichtliche Tradition zu berücksichtigen, um zu verstehen, „welche sozialen, ideologischen oder didaktischen Wirkungen angestrebt bzw. erreicht werden“²⁰.

2.2 Biographische Tendenzen im 20. Jahrhundert: Die „moderne Biographik“

Helmut Scheuer verweist in der ersten umfassenden Darstellung der Geschichte der Biographie auf die Tatsache, dass es gerade in der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg zu einer

¹³ Vgl. ebd.

¹⁴ Vgl. Scheuer, Helmut: *Biographie. Studien zur Funktion und zum Wandel einer literarischen Gattung vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart*. Stuttgart: Metzler 1979.

¹⁵ Vgl. Scheuer: *Biographie. Überlegungen zu einer Gattungsbeschreibung*, S. 11.

¹⁶ Ebd., S. 12.

¹⁷ Ebd.

¹⁸ Ebd.

¹⁹ Ebd.

²⁰ Ebd.

Fülle an biographischen Publikationen kam. Die Popularität des Genres in der Zwischenkriegszeit führt er darauf zurück, „daß in der unruhigen politischen Zeit anscheinend ein Bedürfnis nach historischer Vergewisserung bestand“²¹ und somit „die Biographien nach dem 1. Weltkrieg als Stabilisatoren für ein aus dem Gleichgewicht geratenes Bürgertum fungierten“²².

Auch Christian von Zimmermann sieht die Biographien dieser Zeit als „Krisenzeichen bestimmter bürgerlich-liberaler Wertordnungen“²³, welche durch die Entwicklungen des Weltkriegs und der Weltwirtschaftskrise „existenziell in Frage gestellt schienen“²⁴. Inmitten dieser als krisenhaft erlebten Ereignisse komme der biographischen Literatur eine „Trostfunktion“ zu, die darin bestünde, „die altliberale Humanitätsidee gegen die Krise der Grundwerte zu behaupten“²⁵.

Ulrich Kittstein versteht die Konjunktur des Genres ähnlich wie Scheuer und Zimmermann als „Reaktion auf die Herausbildung der modernen Massengesellschaft“²⁶, wobei die narrative Anlage eines einzelnen Lebenslaufs eine Möglichkeit der Sinnstiftung biete:

Die Form der Biographie erfreute sich in der durch die ‚Krise des Historismus‘ geprägten Epoche deshalb einer so auffälligen Beliebtheit, weil sie noch eine Möglichkeit zu bieten schien, *Geschichte nach einem objektiv gegebenen Schema als sinnvollen Ablauf zu erzählen*; der individuelle Lebensweg stellte sich als geschlossene, klar begrenzte Geschehenseinheit dar, die schon in sich narrativ strukturiert war.²⁷

Zimmermann geht in seiner *Biographischen Anthropologie* ausführlich auf die neuen Tendenzen der Biographie zu Beginn des 20. Jahrhunderts ein, die er in Anlehnung an Scheuer unter dem Begriff der „modernen Biographik“ zusammenfasst. Darunter versteht er ein Phänomen, das sich zu dieser Zeit nicht nur im deutschsprachigen, sondern auch im anglophonen und frankophonen Raum durch die Publikation einer Vielzahl an biographischen Werken mit ähnlichen Merkmalen manifestiert.²⁸ Wenngleich es sich als schwierig herausstellt, die moderne Biographik eindeutig als Gattung abzugrenzen, so

²¹ Scheuer: *Biographie*, S. 157.

²² Ebd., S. 155.

²³ Zimmermann, Christian von: *Biographische Anthropologie. Menschenbilder in lebensgeschichtlicher Darstellung (1830–1940)*. Berlin, New York: de Gruyter 2006 (Quellen und Forschungen zur Literatur- und Kulturgeschichte 41 [275]), S. 310.

²⁴ Ebd., S. 311.

²⁵ Ebd.

²⁶ Kittstein, Ulrich: „Mit Geschichte will man etwas“. *Historisches Erzählen in der Weimarer Republik und im Exil (1918–1945)*. Würzburg: Königshausen & Neumann 2006, S. 119.

²⁷ Ebd.

²⁸ Vgl. Zimmermann: *Biographische Anthropologie*, S. 276.

können zumindest einige poetologische Tendenzen ausgemacht werden, die die Werke der modernen Biographen von anderen unterscheiden. Als die „zentralen Schlagworte“²⁹ der modernen Biographik nennt Zimmermann folgende:

Unbefangenheit des Biographen, psychologisches Einfühlungsvermögen, komplexere Anlage des seelischen Bildes, Verknappung statt Monumentalität, Entgötterung des Helden, Abkehr von der ethischen Betrachtungsweise, Verbindung von Historie und Dichtung.³⁰

Auch die Zuordnung einzelner Autoren erweist sich als problematisch, da es kaum ein biographisches Werk gibt, auf das alle charakteristischen Tendenzen zutreffen. Die meisten Übereinstimmungen sieht Zimmermann aber bei den Werken Emil Ludwigs und Stefan Zweigs, weswegen er sie als die prominentesten Vertreter der modernen Biographik ansieht.³¹

Als wichtigste Vorreiter der „New Biography“ oder „modernen Biographik“ gelten im anglophonen Raum Lytton Strachey und Virginia Woolf.³² Strachey sprach sich dafür aus, eine historische Persönlichkeit nicht nur als Repräsentation einer Epoche anzusehen, sondern vielmehr den jeweiligen Menschen in seiner Individualität darzustellen, der unabhängig von den zeitlichen Umständen wahrgenommen werden soll.³³ Virginia Woolf setzte sich in dem Aufsatz „The New Biography“ (1927) mit der Frage nach den Möglichkeiten des biographischen Genres auseinander, die Realität eines vergangenen Lebens, das in seiner Essenz durch innere Prozesse bestimmt wird, überhaupt darstellen zu können. Dabei kommt sie zu dem Schluss, dass die Darstellung des inneren Selbst, die eine adäquate Biographie leisten müsste, gar nicht im Medium der Biographie, sondern nur durch literarische Fiktion geleistet werden könnte.³⁴ In dem späteren Aufsatz „The Art of Biography“ (1939)³⁵ kommt sie zu einer differenzierteren Auffassung dessen, was der Biograph leisten könne: In ihrer Unterscheidung zwischen „craft“ und „art“, zwischen Handwerk und Kunst also, sei der Biograph Vertreter des Handwerks, welcher die ihm durch

²⁹ Ebd., S. 274.

³⁰ Ebd.

³¹ Vgl. ebd.

³² Vgl. ebd., S. 276–277.

³³ Vgl. ebd.

³⁴ Vgl. Mittermayer, Manfred: Das Handwerk der Biographie. Virginia Woolfs Beiträge zur Theorie der Biographie. In: Bernhard Fetz / Wilhelm Hemecker (Hg.): *Theorie der Biographie. Grundlagentexte und Kommentar*. Unter Mitarbeit v. Georg Huemer u. Katharina J. Schneider. Berlin, New York: de Gruyter 2011 (de Gruyter Studium), S. 171–176, hier S. 172–173.

³⁵ Woolf, Virginia: Die Kunst der Biographie [1939]. In: Bernhard Fetz / Wilhelm Hemecker (Hg.): *Theorie der Biographie. Grundlagentexte und Kommentar*. Unter Mitarbeit v. Georg Huemer u. Katharina J. Schneider. Berlin, New York: de Gruyter 2011 (de Gruyter Studium), S. 161–169.

die Gattung auferlegten Restriktionen beachten müsse. So müssten alle dargestellten Fakten durch andere Personen verifiziert werden können, damit die Biographie wahrheitsgetreu sein könne. Fakten, die niemand mehr überprüfen könne, gehörten demnach eindeutig in den Bereich der Kunst.³⁶ Virginia Woolfs Einfluss auf den Theoriediskurs blieb jedoch hauptsächlich auf den angelsächsischen Raum beschränkt, während Lytton Strachey mit seinen Biographien und methodologischen Überlegungen auch im deutschsprachigen Raum stark rezipiert wurde.³⁷

Der französische Schriftsteller André Maurois hatte als Autor zahlreicher populärer Biographien ab den 1920er-Jahren ebenfalls großen Einfluss auf die Entwicklung der modernen Biographik. Seine Auffassungen dazu legte er in dem Aufsatz „Die Biographie als Kunstwerk“³⁸ nieder, der zu einem „viel gelesenen Klassiker der biographischen Methodologie“³⁹ wurde. Aufgrund der Unmöglichkeit, eine historische Persönlichkeit in all ihren Einzelheiten adäquat darzustellen, müsse der Biograph laut Maurois zwangsläufig auswählen. Die erste entscheidende Wahl, die zu treffen sei, sei die Wahl des Stoffes. Maurois plädiert dabei für eine Konzentration auf die Lebensgeschichten der „großen Männer“⁴⁰, da diese zu ihren Lebzeiten unbewusst versucht hätten, Vorbild zu sein und aus ihrem Leben selbst ein Kunstwerk zu machen – gleichsam eine „Statue, die für den Künstler ein gutes Modell abgibt“⁴¹.

Maurois stellt sodann Richtlinien für den Biographen auf, deren Einhaltung es ihm ermöglichen könne, unter Bewahrung des wissenschaftlichen Anspruchs ein biographisches

³⁶ Vgl. Mittermayer: Das Handwerk der Biographie, S. 174.

³⁷ Vgl. Zimmermann: *Biographische Anthropologie*, S. 277.

³⁸ Vgl. Maurois, André: Die Biographie als Kunstwerk [1929]. In: Bernhard Fetz / Wilhelm Hemecker (Hg.): *Theorie der Biographie. Grundlagentexte und Kommentar*. Unter Mitarbeit v. Georg Huemer u. Katharina J. Schneider. Berlin, New York: de Gruyter 2011 (de Gruyter Studium), S. 83–97.

³⁹ Riederer, Günter: Die „Frankenstein-Methode“ moderner Biographik. André Maurois und seine Überlegungen zur Theorie der Biographie. In: Bernhard Fetz / Wilhelm Hemecker (Hg.): *Theorie der Biographie. Grundlagentexte und Kommentar*. Unter Mitarbeit v. Georg Huemer u. Katharina J. Schneider. Berlin, New York: de Gruyter 2011 (de Gruyter Studium), S. 99–103, hier S. 101.

⁴⁰ Dieser Begriff wurde von Thomas Carlyle geprägt. Vgl. dazu auch: Ní Dhúill, Caitríona: Weltgeschichte als Heldenbiographik. Verehrung der „Großen Menschen“ bei Thomas Carlyle. In: Bernhard Fetz / Wilhelm Hemecker (Hg.): *Theorie der Biographie. Grundlagentexte und Kommentar*. Unter Mitarbeit v. Georg Huemer u. Katharina J. Schneider. Berlin, New York: de Gruyter 2011 (de Gruyter Studium), S. 33–37.

⁴¹ Maurois: Die Biographie als Kunstwerk, S. 89. – Maurois spricht hier explizit nur von Männern: „Ein großer Mann (und manchmal sogar ein König, der kein großer Mann ist) wird zum Vorbild durch seine Funktion [...]“ – Interessant ist dabei, dass das Beispiel, das er im Anschluss dazu anführt, das einer Frau ist, wenn er über Stracheys Biographie von Königin Viktoria schreibt: „[...] wenn die Königin Viktoria nicht Königin gewesen wäre, wäre sie vielleicht eine alte, sonderbare Dame gewesen, aber sie wäre nicht von jener merkwürdigen, zarten Poesie umwoben, die die Mischung der Durchschnittsqualität der Frau mit der nötigen Geschlossenheit der Königin ihr verleiht.“ (ebd.) Hier kann unschwer eine Ähnlichkeit zu Zweigs Porträt Marie Antoinettes festgestellt werden, die seiner Ansicht nach eine gewöhnliche Frau wie unzählige andere gewesen wäre, hätte sie nicht das Schicksal dazu erkoren, Königin zu sein.

Kunstwerk zu schaffen. Dazu zählt er neben der chronologischen Vorgehensweise die Aufgabe, das Werk für den Leser „von unnötigem Material [zu] befreien“⁴², also das Wesentliche auszuwählen. Zugleich betont er aber auch die Bedeutung von persönlichen Details, die jeden Charakter ausmachten, wie etwa individuelle Vorlieben oder physische Eigenheiten. Die Aufgabe des Biographen sei es, sich auf die Suche nach solchen persönlichen Details über eine historische Persönlichkeit zu machen, die hinter all den überlieferten Dokumenten und schriftlichen Quellen zu verschwinden droht.⁴³

Die Hervorhebung des Individuums vor den Zeitumständen, die Schaffung eines persönlichen Porträts mithilfe von charakteristischen Details ist also nach Maurois die Aufgabe des modernen Biographen, wofür Günter Riederer ein treffendes Bild findet:

Mit den Klumpen, die dem Urgrund der Quellen entnommen werden, modelliert der Biograph seine Beschreibung eines Menschenlebens. Am Ende des Prozesses hat er das fertige Werk gleichsam zum Leben zu erwecken. Was hier entworfen wird, stellt – anders und pointierter formuliert – die „Frankenstein-Methode“ moderner Biographik dar.⁴⁴

Aus Maurois' Überlegungen kann als ein Merkmal der modernen Biographien die „Tendenz zum Roman, zum fortlaufenden Narrativ“⁴⁵ abgeleitet werden, womit laut Zimmermann auch eine „Rückwendung an traditionelle Erzählmodelle“⁴⁶ verbunden ist. Auch auf einer weiteren Ebene blieben die modernen Biographen traditionellen Mustern verhaftet, nämlich durch die „Grundannahme der Einheit des Individuums“ und die „Konzentration auf individuelle statt historisch-politische und soziale Aspekte“⁴⁷. Letztgenannter Aspekt wurde häufig als Kritik an den modernen Biographen, vor allem von marxistischer Seite, formuliert. Der Fokus auf den Einzelmenschen blende die sozialen und historischen Einflüsse aus und lasse die Geschichte eher wie ein Naturphänomen und nicht als wesentlich von politischen, ökonomischen und sozialen Faktoren bestimmt erscheinen.⁴⁸ So gehörten zu Zweigs Kritikern etwa Ernst Fischer und Georg Lukács, welcher ihm das Verharren in einem „reaktionären Pseudo-Humanismus“⁴⁹ vorwarf.

⁴² Maurois: Die Biographie als Kunstwerk, S. 92.

⁴³ Vgl. ebd., S. 94.

⁴⁴ Riederer: Die „Frankenstein-Methode“ moderner Biographik, S. 99.

⁴⁵ Zimmermann: *Biographische Anthropologie*, S. 278.

⁴⁶ Ebd.

⁴⁷ Ebd.

⁴⁸ Vgl. ebd., S. 316.

⁴⁹ Reffet, Michel: Stefan Zweigs historische Biographien und die Gegner der ‚bürgerlichen‘ Literatur. In: Thomas Eicher (Hg.): *Stefan Zweig im Zeitgeschehen des 20. Jahrhunderts*. Oberhausen: Athena 2003 (Übergänge, Grenzfälle. Österreichische Literatur in Kontexten, 8), S. 281–292, hier S. 286.

Durch den an sich selbst gestellten Anspruch auf historische Wahrhaftigkeit traten Biographen wie Ludwig und Zweig auch zunehmend in Konkurrenz zu den Geschichtswissenschaftlern, welche die Popularität ihrer Werke kritisch sahen. Deren Vorwürfe bezogen sich vor allem auf ihre mangelnden historischen Fach- und Methodenkenntnisse.⁵⁰ Die Autoren führten den Wahrheitsanspruch ihrer Werke jedoch auf Erkenntniswege zurück, die in der Geschichtswissenschaft bisher ausgeklammert wurden, nämlich auf psychologisches Einfühlungsvermögen und die Deutung von inneren Zusammenhängen.⁵¹ Daraus ergibt sich auch ein anderer Umgang mit den historischen Quellen, der sich von der historiographischen und biographischen Praxis des 19. Jahrhunderts grundlegend unterscheidet. Der rein positivistischen Quellendarstellung wurde nun ein subjektiver Zugang entgegengesetzt, der sich auf „Menschenkenntnis und psychologisches Gespür“⁵² berief, womit die modernen Biographen das Verständnis der Gattung nachhaltig prägten.⁵³

Nicht zuletzt war es Stefan Zweig, der mit seinen überaus erfolgreichen literarischen Biographien zur Verfestigung dieses neuen Zugangs und zur Legitimation der Literarisierung der biographischen Form beitrug, wie auch Wilhelm Hemecker festhält:

Zweigs historiographische *Al fresco*-Technik, der suggestive, rhetorisch bis zum Manierismus aufgeladene Stil, das erzähltechnische Raffinement, mit dem der Stoff verarbeitet und vor dem Leser ausgebreitet wird, verändert die Biographie gattungsgeschichtlich substantiell und literarisiert sie in einem zuvor kaum vorstellbaren Ausmaß.⁵⁴

Zweigs moderne Biographien sollen daher im folgenden Abschnitt unter geschichtstheoretischen, psychoanalytischen und stilistischen Aspekten beleuchtet werden, bevor auf Entstehungs- und Rezeptionskontext von *Marie Antoinette* eingegangen wird.

⁵⁰ Vgl. Scheuer: *Biographie*, S. 158.

⁵¹ Vgl. Zimmermann: *Biographische Anthropologie*, S. 279.

⁵² Ebd., S. 280.

⁵³ Vgl. ebd.

⁵⁴ Hemecker, Wilhelm: Einleitung. In: Wilhelm Hemecker / Wolfgang Kreutzer (Hg.): *Die Biographie – Beiträge zu ihrer Geschichte*. Berlin, New York: de Gruyter 2009, S. 1–10, hier S. 6.

3 Zweigs literarische Biographien

3.1 Geschichtstheoretische Positionen

Wenngleich Stefan Zweig im Großteil seiner Werke ab den 1920er-Jahren historische Themen behandelte, war er kein Geschichtswissenschaftler und legte auch keine konsistente Theorie seiner Geschichtsauffassung vor. An mehreren Stellen stellte er jedoch geschichtstheoretische Überlegungen an, insbesondere in den zwei Vorträgen „Die Geschichte als Dichterin“ und „Geschichtsschreibung von morgen“ (beide 1943). Einer näheren Betrachtung wert ist „Die Geschichte als Dichterin“. Dieser Text entstand bereits einige Jahre vor der Erstveröffentlichung in Vorbereitung auf den für September 1939 geplanten P.E.N.-Kongress in Stockholm, welcher aufgrund des Kriegsausbruches jedoch nicht mehr stattfinden konnte.⁵⁵

In dem Vortrag, der, wie Georg Huemer anmerkt, der Struktur nach alle fünf Elemente der klassischen antiken Rhetorik aufweist („captatio benevolentiae, narratio, argumentatio, confirmatio und conclusio“⁵⁶), findet man eine durchgehende Personifizierung der Geschichte. Zunächst spricht Zweig von der „große[n] Erzieherin zur Weltbildung“⁵⁷, als welche die Geschichte jedem von uns als erstes im Schulunterricht begegnet. Aber sie sei nicht nur Erzieherin und „Lehrerin“ bzw. „unerbittlich gerechte Chronistin“⁵⁸, sondern auch Dichterin, wenn auch nur zeitweilig:

Stellen wir also fest – die Geschichte ist nicht ununterbrochen Dichterin, sie ist meist nur Chronistin, Tatsachenreferentin. [...] Aber manchmal, genau wie die Natur ohne menschliche Beihilfe oft makellose Kristalle in ihrem Schoße bildet – manchmal treten innerhalb der Geschichte einzelne Episoden, Menschen und Epochen uns entgegen in solcher Höchstspannung, in so dramatischer Fertigbildung, daß sie als Kunstwerk unübertrefflich sind und in ihnen die Geschichte als Dichtung des Weltgeistes die Dichtung aller Dichter und jeden irdischen Geist beschämt.⁵⁹

Geschichte erscheint hier als etwas Überirdisches, eine übermenschliche, souveräne Kraft, als Ausdruck eines Weltgeistes, welcher nicht näher spezifiziert wird. Dabei ist zu

⁵⁵ Vgl. Huemer, Georg: Biographie als legitime Form der Geschichtsschreibung. Zu Stefan Zweig: „Die Geschichte als Dichterin“. In: Fetz, Bernhard / Hemecker, Wilhelm (Hg.): *Theorie der Biographie. Grundlagentexte und Kommentar*. Unter Mitarbeit v. Georg Huemer u. Katharina J. Schneider. Berlin: de Gruyter 2011 (de Gruyter Studium), S. 191–197, hier S. 194.

⁵⁶ Vgl. ebd., S. 193.

⁵⁷ Zweig, Stefan: Die Geschichte als Dichterin. In: Ders.: *Gesammelte Werke in Einzelbänden. Die schlaflose Welt. Aufsätze und Vorträge aus den Jahren 1909–1941*. Frankfurt am Main: S. Fischer 1983, S. 249–270, hier S. 250.

⁵⁸ Ebd., S. 251.

⁵⁹ Ebd., S. 252–253.

kritisieren, dass Zweig die Tatsache, dass wir Vergangenheit immer nur über Quellen vermittelt bekommen, und jede Art der Geschichtsschreibung stets von Menschen aus einer bestimmten zeitlichen und räumlichen Perspektive heraus hervorgebracht wird, völlig außer Acht lässt.

An einer Stelle jedoch stellt er neben seine Allegorie von der vollendeten Dichterin das Bild der Geschichte als „ein riesiges Palimpsest, ein zusammengestoppeltes, nein, ein zu neun Zehnteln verdorbenes Manuskript“⁶⁰, dessen Lücken und Rätselhaftigkeiten den menschlichen Dichter zur Ergänzung und Ausschmückung anregen könnten. Dessen Funktion sei es also, die uneindeutigen Stellen der Geschichte auszudeuten und mithilfe seiner Phantasie auszugestalten. Dies solle aber nur an den nicht bereits durch die Geschichte vollendeten Stellen geschehen, denn: „An ihren wahrhaft genialen Stellen soll er nicht versuchen, sie überbieten zu wollen.“⁶¹ Die Unterscheidung zwischen gleichsam schon vollendeter und noch dichterisch zu formender Geschichte dient Zweig auch zur Abgrenzung seiner eigenen Herangehensweise vom historischen Roman bzw. der populären *biographie romancée*. Diesen attestiert er eine „Achtungslosigkeit vor der dichterischen Überlegenheit der Geschichte“⁶², da sich darin „Wahrhaftes mit Erfundenem, Dokumentarisches mit Geflunkertem [...] gefällig vermischt“⁶³ und „große Gestalten und große Geschehnisse aus einer privaten Psychologie beleuchtet werden statt aus der unerbittlichen Logik der Geschichte“⁶⁴. Seine eigene Praxis des Biographierens hingegen beschreibt er als historisch getreu:

Hier ziehe ich persönlich die historisch getreue Darstellung vor, die auf jedes Fabulieren *verzichtet*, denn die *dient* demütig getreu dem überlegenen Geist der Historie, sie lehnt sich nicht frech und eigenwillig gegen ihn auf. Die getreue Biographie erfindet nichts dazu, sondern deutet nur das Vorhandene aus, ehrfurchtsvoll folgt sie den halb erloschenen Runenspuren, und statt etwas zu erlügen, wird sie an manchen Stellen lieber ehrlich sagen: „Nescio, hier weiß ich die Wahrheit nicht, hier kann ich nicht entscheiden.“⁶⁵

Von Bedeutung ist laut Zweig, dass der Biograph eine gewisse Fähigkeit zur psychologischen Ausdeutung der Geschehnisse mitbringen müsse, um die „historischen Wahrheiten“⁶⁶ unterscheiden zu können – denn, so räumt er schließlich ein, es könne doch

⁶⁰ Ebd., S. 260–261.

⁶¹ Ebd., S. 261.

⁶² Ebd., S. 262.

⁶³ Ebd., S. 262–263.

⁶⁴ Ebd., S. 263.

⁶⁵ Ebd.

⁶⁶ Ebd.

„[...] im Historischen fast nie nur *eine* Wahrheit, eine einmalige, einzige apodiktische Wahrheit [...]“⁶⁷ geben. Vielmehr habe man es bei jedem geschichtlichen Ereignis mit „Hunderte[n] verschiedene[n] Berichte[n] und Auffassungen und Überlieferungen“⁶⁸ zu tun.

Gegen Ende des Aufsatzes anerkennt Zweig also doch, dass es nicht die *eine* Wahrheit und die *eine* Geschichte gibt, sondern Geschichte erst durch die Konstruktion des Geschichtsschreibers entsteht. Diese Ansicht steht jedoch im Widerspruch zu der anfänglichen Annahme der Geschichte als Subjekt mit eigener poetischer Schaffenskraft. Der Widerspruch wird im Verlauf des Aufsatzes nicht aufgelöst, er stellt vielmehr auch die zuvor getroffene Unterscheidung zwischen der „wahren“ und getreuen Geschichtsdarstellung, die Zweig selbst anstrebt, einerseits, und der Geschichtsverfälschung, wie er sie der *biographie romancée* unterstellt, andererseits, in Frage. Denn wenn man anerkennt, dass jede Form der Geschichtsschreibung eine Konstruktion ist, kann keine Grenze mehr zwischen „wahrer“ und „falscher“ Geschichtsdarstellung gezogen werden.⁶⁹

Paradoxerweise sieht sich Zweig dennoch der wahrheitsgetreuen Geschichtsdarstellung verpflichtet. Er begründet den Wahrheitsanspruch seiner Texte dabei mit der ihm eigenen psychologischen Einfühlungskraft. Die durch die Psychoanalyse mitbedingte Einsicht, dass es keine biographische Wahrheit geben könne, wird, wie Karl Wagner feststellt, aber gerade von denjenigen am wenigsten beherzigt, „die sich im Namen psychoanalytischer ‚Wahrheitskriterien‘ an dem auch kommerziell aussichtsreichen Genre Biographie versuchten“⁷⁰. Von einiger Bedeutung ist diese widersprüchliche Haltung auch in Bezug auf den Umgang der Autoren mit den historischen Quellen: Die Anerkennung der Tatsache, dass es keine eindeutige Wahrheit geben kann, erlaubt einen freieren Umgang mit den Quellen – nicht deren akribisches Studium, sondern die Einfühlung und Ähnlichkeit des Biographen mit dem Biographierten soll dieser Haltung nach zu einer wahrheitsnahen Darstellung führen.⁷¹

Es wäre jedoch vermessen zu behaupten, Zweig habe das Studium der Quellen zu wenig gewissenhaft betrieben. Wie er selbst in der *Welt von Gestern* beschreibt, habe er im Zuge der Recherchen zu *Marie Antoinette* „tatsächlich jede einzelne Rechnung nachgeprüft [...], alle zeitgenössischen Zeitungen und Pamphlete studiert, alle Prozeßakten bis auf die letzte

⁶⁷ Ebd.

⁶⁸ Ebd.

⁶⁹ Vgl. Kittstein: „*Mit Geschichte will man etwas*“, S. 224.

⁷⁰ Wagner, Karl: Von den Erfindungen der biographischen Wahrheit: Freud/Zweig/Dostojewski. In: Sellmer, Izabela (Hg.): *Die biographische Illusion im 20. Jahrhundert. (Auto-)Biographien unter Legitimierungszwang*. Frankfurt am Main: Lang 2003, S. 209–226, hier S. 211.

⁷¹ Vgl. Zimmermann: *Biographische Anthropologie*, S. 280–281.

Zeile durchgeackert“⁷². Karl Müller hebt hervor, dass es Zweig als kritischem Geist immer auch darum gegangen ist, zu beleuchten, wie Quellen anders verstanden und gelesen werden könnten.⁷³ Er bediente sich dabei der „Methode des Vergleichens, des Zu- und Gegeneinanderstellens“⁷⁴, um die „konfligierenden und dieses Subjekt prägenden Wirkungsmächt[e] im unausweichlichen Geschichtsprozess“⁷⁵ adäquat darzustellen. Ziel von Zweigs biographischer Praxis sei es immer gewesen, „auch die Aussagen der Dokumente zu hinterfragen und so auch das Verschwiegene in den überlieferten Zeugnissen zum Sprechen zu bringen“⁷⁶.

Im Aufsatz „Geschichtsschreibung von morgen“ geht Zweig davon aus, dass die Art und Weise, wie Geschichte gelehrt und begriffen wird, für die persönliche und politische Entwicklung junger Menschen und somit für die Weiterentwicklung der Gesellschaft und der Menschheit insgesamt von entscheidender Bedeutung ist. Geschichte solle nicht, wie es im 19. Jahrhundert üblich war, nur National- und Kriegsgeschichte sein, sondern vor allem die Entwicklung zum Fortschritt und zur Humanität, die ein völkerübergreifendes Projekt sein müsse, nachzeichnen. Während die Nacherzählung von sich immer wiederholenden Schlachten und Eroberungen nur Gewaltbereitschaft und Pessimismus in der Jugend hervorrufe, sei es ungemein förderlicher, den Fortschritt zu mehr Humanität in den Vordergrund zu stellen, ohne dabei die historische Objektivität – was auch immer Zweig genau darunter verstand – zu vernachlässigen. So spricht er der Geschichte den „Sinn einer Entwicklung zu einer immer höheren Stufe unserer Humanität“⁷⁷ zu, womit er ein teleologisches Geschichtsbild entwirft.

Ein Erklärungsansatz für diese idealistische Zukunftsvision liegt in der persönlichen und intellektuellen Entwicklung des Autors. Sie entspringt der Überzeugung von einem unaufhaltsamen Fortschritt, mit dem sich die Menschheit, wenn sie sich nur auf ihre positiven geistig-kulturellen Errungenschaften besinnen würde, weiterentwickeln könnte. Steiman und Heiderich arbeiteten heraus, dass diese betont optimistische Haltung in dem

⁷² Zweig, Stefan: *Die Welt von Gestern. Erinnerungen eines Europäers*. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch 2010, S. 329.

⁷³ Vgl. Müller, Karl: Faszination Geschichte. Zum Begriff der Geschichte bei Stefan Zweig. In: Joachim Brügge (Hg.): *„Das Buch als Eingang zur Welt.“* Zur Eröffnung des Stefan Zweig Centre Salzburg am 28. November 2008. Würzburg: Königshausen & Neumann 2009 (Schriftenreihe des Stefan Zweig Centre Salzburg, 1), S. 77–96, hier S. 93.

⁷⁴ Ebd., S. 90.

⁷⁵ Ebd., S. 87.

⁷⁶ Zimmermann: *Biographische Anthropologie*, S. 282.

⁷⁷ Zweig, Stefan: *Geschichtsschreibung von morgen*. In: Ders.: *Gesammelte Werke in Einzelbänden. Die schlaflose Welt. Aufsätze und Vorträge aus den Jahren 1909–1941*. Frankfurt am Main: S. Fischer 1983, S. 227–248, hier S. 245.

Gefühl der Sicherheit des Wiens vor 1914 wurzelte, der Welt, in der Zweig sozialisiert wurde, und die er eindrücklich im ersten Teil der *Welt von Gestern* beschreibt.⁷⁸ Der nach außen getragene Optimismus, der allmählich durch die Erschütterungen des Weltkriegs und die Unsicherheiten der Zwischenkriegszeit ins Wanken gebracht wurde, wandelte sich später zu einer zunehmend verzweifelteren Hoffnung, die einen tieferen, nur selten ausgesprochenen Pessimismus überlagern und auch kompensieren sollte.⁷⁹ Gegen Ende seines Lebens, das mit dem Freitod im brasilianischen Exil endete, nahm der Zukunftspessimismus überhand und drückte sich auch in seinen Bemerkungen über die Geschichte aus, die ihm unter dem Eindruck des erneuten Weltkriegs zunehmend als unberechenbare Größe und Naturgewalt erschien.⁸⁰ Zweigs Biographien der 1920er- und 30er-Jahre können jedenfalls nicht ohne Berücksichtigung des zeitgeschichtlichen Kontextes gelesen werden und beinhalten, wenn auch nicht immer explizit, Bezugnahmen auf die zunehmend angespannte internationale Lage sowie den Aufschwung des Faschismus in Europa.

Auch in Bezug auf „Geschichtsschreibung von morgen“ muss man zu dem Schluss kommen, dass Zweigs geschichtstheoretische Position „uneindeutig und zwiespältig“⁸¹ bleibt. Es kann nicht entschieden werden, ob Zweig an einen objektiven Sinnzusammenhang in der Geschichte glaubte, oder daran, dass es am Geschichtsschreiber liegt, der durch das subjektive Herstellen von Zusammenhängen und die narrative Konstruktion erst für eine Sinnstiftung sorgen muss.⁸² Die ambivalente Haltung ist durch Zweigs persönliche Entwicklung und die Zeitumstände erklärbar, in jedem Fall diente sie ihm für seine eigene biographische Praxis aber auch dazu, den teilweise sehr freien Umgang mit den Quellen im Sinne eines selbst postulierten Wahrheitsanspruchs durch psychologische Einfühlung zu legitimieren.

⁷⁸ Vgl. Steiman, Lionel B., unter Mitwirkung v. Manfred W. Heiderich: Begegnung mit dem Schicksal: Stefan Zweigs Geschichtsvision. In: Mark H. Gelber (Hg.): *Stefan Zweig – heute*. New York (u. a.): Peter Lang 1987 (New Yorker Studien zur Neueren Deutschen Literaturgeschichte, 7), S. 101–129, hier S. 106.

⁷⁹ Vgl. ebd., S. 102.

⁸⁰ Vgl. ebd., S. 125.

⁸¹ Kittstein: „*Mit Geschichte will man etwas*“, S. 227.

⁸² Vgl. ebd.

3.2 Vermenschlichung versus Heroisierung – Singularität versus Typik

In der Nachbemerkung zu *Marie Antoinette* schreibt Zweig über sein Bestreben, das Menschliche an seinem Porträt der Königin herauszuarbeiten:

Weil freier in unserer Auffassung von dem [sic!] menschlichen und sittlichen Rechten einer Frau, sei sie zufällig auch Königin, haben wir heute den Weg zur Aufrichtigkeit näher und weniger Furcht vor der seelischen Wahrheit, denn wir glauben nicht mehr, wie das frühere Geschlecht, daß es nötig sei, um Anteil für eine historische Gestalt zu gewinnen, ihren Charakter à tout prix idealisieren, sentimentalisieren oder heroisieren zu müssen, also wichtige Wesenszüge zu verschatten und dafür andere tragödienhaft zu übersteigern. Nicht zu vergöttlichen, sondern zu vermenschlichen ist das oberste Gesetz aller schöpferischen Seelenkunde; nicht zu entschuldigen, sondern zu erklären ihre gebotene Aufgabe. (MA 516)

Zweig nimmt hier insbesondere auf die Vorgänger-Biographien über Marie Antoinette Bezug, in welchen ein Hang zur Idealisierung und Verklärung auszumachen ist, der aus seiner Sicht im modernen Zeitalter nicht mehr zu rechtfertigen sei. Sein Ansatz ist es, „zu vermenschlichen“, nicht „zu vergöttlichen“, womit er der Heldenbiographik des 19. Jahrhunderts explizit eine Absage erteilt. Eine historische Figur im Rückblick zu romantisieren und zu heroisieren kommt für ihn der Geschichtsfälschung gleich, weswegen es sein eigener Anspruch der Wahrheitstreue verlangt, das Menschliche an dem oder der Biographierten darzustellen und zu erklären.

So nachvollziehbar dies scheint, ist doch nicht abzustreiten, dass sich Zweigs biographisches Werk hauptsächlich auf herausragende Persönlichkeiten konzentriert, die in ihrem jeweiligen historischen Umfeld eine einflussreiche Rolle spielten. Es handelt sich keineswegs um Helden im klassischen Sinn (so unterscheiden sich Zweigs Protagonist/innen etwa grundsätzlich von denen Emil Ludwigs, der seine Biographien hauptsächlich Staatsmännern wie beispielsweise Napoleon, Bismarck und Wilhelm II. widmete), sondern teilweise um Hintergrundfiguren, um Anti-Helden. Dennoch konzentriert sich der Autor immer auf die Persönlichkeit selbst, deren charakteristische Facetten und Wandlungen er im Kontext der Zeitumstände in den Vordergrund stellt. Rüdiger Görner beschreibt Stefan Zweigs biographisches Verfahren als das Beschreiben von „Zirkel[n] psychologisch-rhetorischer Intensitäten“⁸³. Er nennt es ein „geometrische[s] Verfahren“, ein „Kreise-um-einen-personalisierten-Mittelpunkt-Beschreiben“⁸⁴, indem er alles historische Material gleichsam in konzentrischen Kreisen um die behandelte Person anordnete.

⁸³ Görner, Rüdiger: *Stefan Zweig. Formen einer Sprachkunst*. Wien: Sonderzahl 2012, S. 85.

⁸⁴ Ebd.

Betrachtet man die Reihe der von Zweig biographierten Persönlichkeiten, ist auch eine Vorliebe für die Besiegten in der Geschichte festzustellen. Wie Daniela Strigl hervorhebt, findet sich in Zweigs Biographien das „Konzept des ‚Schöner Scheiterns‘“⁸⁵, das per se ein idealistisches ist, da die Tatsache der Niederlage den Protagonistinnen und Protagonisten eine moralische Überlegenheit verleihe.⁸⁶ Wenngleich Zweig sich also von der Heldenbiographik des 19. Jahrhunderts distanzierte, so vertrat er doch einen neuen Heroismus, für den nicht große Taten, sondern der große Charakter eines Menschen von Bedeutung ist. Es geht um die „Darstellung eines charakterlichen, seelischen Heldentums“⁸⁷ und der „sittlichen Kraft des Menschen“⁸⁸, die auch bei Marie Antoinette eine bedeutende Rolle spielen. Denn erst in Hinblick auf ihr unausweichliches Schicksal, ihr unvermeidliches Scheitern als Königin, wird ihrem Charakter wahre Größe zugebilligt.

Diese Tendenz spiegelt sich auch im dramaturgischen Konzept fast aller literarischen Biographien Zweigs wie auch Emil Ludwigs wider: Es geht um Aufstieg und Fall einer Figur, die erst in ihrem Scheitern historische Größe erlangt – es wird also ein Tragödienverlauf nachgezeichnet. Die Tragödienform ist jedoch Zweigs Geschichtsverständnis zufolge bereits im Geschehenszusammenhang selbst angelegt und muss vom Biographen lediglich nachvollzogen werden. So ist die dramatische Form etwa auch für Zweigs *Maria Stuart*-Biographie strukturbildend. Zweig eröffnet diese mit einer Angabe der *dramatis personae*⁸⁹ und nennt die Protagonistin in der Einleitung „wahrhaft eine tragödische Gestalt“⁹⁰. Im Laufe von nur zwei knappen Jahren sei in Maria Stuarts Leben alles Wesentliche zusammengedrängt, und „[...] aus mittlerem Schicksal erhebt sich plötzlich eine Tragödie antikischen Maßes, groß und gewaltig gestuft wie die Orestie“⁹¹.

Wie Helmut Scheuer anmerkt, ist es gerade diese tragödische Dramaturgie, welche Zweigs Postulat der Darstellung der Individualität eines Charakters entgegenwirkt: „Ganz offensichtlich hat damit die ‚Seelenkunde‘, der es doch gerade um das Individuelle gehen sollte, eine Entindividualisierung eingeleitet [...] und eine Typik die Oberhand gewon-

⁸⁵ Strigl, Daniela: Biographie als Intervention. Zum Problem biographischen Erzählens bei Stefan Zweig – Fouché und Erasmus. In: Karl Müller (Hg.): *Stefan Zweig – Neue Forschung*. Würzburg: Königshausen & Neumann 2012 (Schriftenreihe des Stefan Zweig Centre Salzburg, 3), S. 9–25, hier S. 22.

⁸⁶ Vgl. ebd.

⁸⁷ Zimmermann: *Biographische Anthropologie*, S. 312.

⁸⁸ Ebd.

⁸⁹ Vgl. Zweig, Stefan: *Gesammelte Werke in Einzelbänden. Maria Stuart*. Frankfurt am Main: S. Fischer 1981, S. 13–16.

⁹⁰ Ebd., S. 10.

⁹¹ Ebd.

nen“⁹². Er vergleicht die Charakterisierung Maria Stuarts und Marie Antoinettes in Zweigs gleichnamigen Biographien und kommt zu dem Schluss, dass die beiden Frauenporträts in sehr vielen Aspekten übereinstimmen. Beide Figuren entsprechen einem Typus Frau: Sie wurden jung in eine hohe Position gehoben und unfreiwillig verheiratet, und beide versuchten, sich aus der unglücklichen Ehe durch die Zuflucht zu einem Geliebten zu befreien.⁹³ Auch Hans-Albrecht Koch kommt zu dem Schluss, dass Zweig zu einem „rhetorisch überhöhten Schematismus neigt und eher Typen denn Individuen profiliert“⁹⁴.

Die Tendenz zur Darstellung des Typischen und allgemein Menschlichen war jedoch durchaus von Zweig selbst beabsichtigt und zeigt sich besonders in seiner Reihe von biographischen Essays über Künstlerpersönlichkeiten, die *Baumeister der Welt*, die er mit dem programmatischen Untertitel *Versuch einer Typologie des Geistes* versah. In diesen drei zwischen 1920 und 1928 erschienenen Bänden stellt er wiederum jeweils drei biographische Porträts von bedeutenden Schriftstellern und Philosophen nebeneinander, um im vergleichenden Verfahren das jeweils verbindende Element herauszuarbeiten.⁹⁵ Auch Zweigs erste Ehefrau Friderike beschreibt in einer posthumen Lebens- und Werkdarstellung ihres Ex-Mannes als ein wichtiges Charakteristikum nicht nur des biographischen, sondern auch des erzählerischen Werkes Zweigs die plastische Verkörperung von Ideen oder typischen Geisteshaltungen in seinen Figuren.⁹⁶ Die Tendenz zur Heroisierung und Typisierung der von ihm – teilweise „übertrieben, global und maßlos“⁹⁷ – bewunderten Geistesgrößen lasse sich laut Alfred Lévy mit Zweigs Bestreben erklären, „dem Geheimnis des künstlerischen Schaffens auf die Spur zu kommen“⁹⁸ und zu versuchen, das Geistige zu objektivieren und ihm durch die literarische Verarbeitung zeitlose Bedeutung zu verleihen.⁹⁹ Vereinfacht könnte man die in den umfangreicheren historisch-biographischen Werken dargestellten Typen folgendermaßen zusammenfassen:

⁹² Scheuer: *Biographie*, S. 176.

⁹³ Vgl. ebd.

⁹⁴ Koch, Hans-Albrecht: Ästhetischer Widerstand oder politischer Eskapismus? Vom *Erasmus*-Buch zur *Schachnovelle*. In: Thomas Eicher (Hg.): *Stefan Zweig im Zeitgeschehen des 20. Jahrhunderts*. Oberhausen: Athena 2003 (Übergänge, Grenzfälle. Österreichische Literatur in Kontexten, 8), S. 43–58, hier S. 51.

⁹⁵ Zweig, Stefan: *Gesammelte Werke in Einzelbänden. Drei Meister. Balzac – Dickens – Dostojewski*. Frankfurt am Main: S. Fischer 1981; Zweig, Stefan: *Gesammelte Werke in Einzelbänden. Der Kampf mit dem Dämon. Hölderlin – Kleist – Nietzsche*. Frankfurt am Main: S. Fischer 1981; Zweig, Stefan: *Gesammelte Werke in Einzelbänden. Drei Dichter ihres Lebens. Casanova – Stendhal – Tolstoi*. Frankfurt am Main: S. Fischer 1981.

⁹⁶ Vgl. Zweig, Friderike: *Stefan Zweig*. New York: Crowell 1946, S. 123.

⁹⁷ Lévy, Alfred: Stefan Zweig oder vom Geist der Bewunderung. In: Josef Rattner / Gerhard Danzer (Hg.): *Österreichische Literatur und Psychoanalyse. Literaturpsychologische Essays über Nestor – Ebner-Eschenbach – Schnitzler – Kraus – Rilke – Musil – Zweig – Kafka – Horváth – Canetti*. Mit Beiträgen von Irmgard Fuchs und Alfred Lévy. Würzburg: Königshausen & Neumann 1998, S. 189–219, hier S. 213.

⁹⁸ Ebd.

⁹⁹ Vgl. ebd.

[...] der Typus des humanen Menschen (Erasmus, Castellio), des mittleren Menschen, der durch außergewöhnliche Umstände über sich selbst hinauswächst (Maria Stuart, Marie Antoinette), der Typus des Fanatikers (Luther, Calvin), der Typus des politischen Menschen (Fouché).¹⁰⁰

In der Einleitung zu *Joseph Fouché* schreibt Zweig, er wolle einen „Beitrag zur Typologie des politischen Menschen“¹⁰¹ leisten, und begründet seine Auswahl einer der „Hintergrundgestalten“¹⁰² der Geschichte damit, dass diese im Vergleich zu den scheinbar überlegenen heroischen Gestalten den Lauf der Historie viel eher veränderten. Dennoch lässt sich in Zweigs Biographien eine „tiefe Bewunderung für den Tatmenschen“¹⁰³ nur unschwer erkennen, so etwa, wenn Fouchés Verstellungskunst gerühmt wird. Auch in *Marie Antoinette* sticht etwa die Beschreibung Mirabeaus hervor:

Endlich ist diesem unwahrscheinlichen Mann ein Maß gegeben, das seinem Genie entspricht: das Unvermeidliche aufzuhalten, dem Schicksal Halt zu gebieten; mit der ganzen Wucht seines Wesens wirft er sich in die Ereignisse hinein und versucht, ein einzelner gegen Millionen, das ungeheure Rad der Revolution zurückzudrehen, das er selber ins Rollen gebracht hat. (MA 315)

Paradoxerweise wird bei Zweig das für den Menschen unabwendbare Schicksal hier nicht mit der Resignation in Bezug auf die individuellen Handlungsmöglichkeiten, sondern – wie auch bei anderen Vertretern der modernen Biographik – mit einem „nahezu grotesk anmutenden Glauben an die Handlungsmächtigkeit heroischer Einzelpersönlichkeiten“¹⁰⁴ verknüpft.

Klaus Zelewitz veranlassen die allzu rühmenden Beschreibungen mancher „Tatmenschen“ – die ja durchaus einer Heroisierung gleichkommen – zu dem Urteil, dass Zweig mit seiner Heldenverehrung die beabsichtigte Stoßrichtung seiner Texte gegen den aufstrebenden Faschismus verfehlt habe:

Dem Leser wird – wie erwähnt – derart ein Geschichtsbild vermittelt, in dem Geschichte von Führern und vom Schicksal bestimmt verläuft. [...] Es muß befürchtet werden, daß Zweig aus diesen Gründen nicht nur die beabsichtigte Wirkung gegen den Nationalsozialismus nicht erreichte, sondern unter Umständen das gerade Gegenteil bewirkte.¹⁰⁵

¹⁰⁰ Innerhuber, Monika: Stefan Zweig als Biograph. Mit besonderer Berücksichtigung der Biographien „Triumph und Tragik des Erasmus von Rotterdam“ und „Castellio gegen Calvin. Ein Gewissen gegen die Gewalt“. Wien: Univ. Dipl. Arb. 1989, S. 9.

¹⁰¹ Zweig: *Joseph Fouché*, S. 13.

¹⁰² Ebd.

¹⁰³ Strigl: Biographie als Intervention, S. 24.

¹⁰⁴ Zimmermann: *Biographische Anthropologie*, S. 318.

¹⁰⁵ Zelewitz, Klaus: Geschichte erzählen – ein Risiko? Die Biographien Stefan Zweigs. In: *Literatur und Kritik* 169/170 (1982), S. 59–71, hier S. 66.

Wenngleich also Zweig für seine Biographien beanspruchte, „[n]icht zu vergöttlichen, sondern zu vermenschlichen“ (MA 516), ist doch eine Tendenz zur Heroisierung, durch die Darstellung eines charakterlichen Heldentums und teilweise auch durch die offene Bewunderung herausragender Taten, zu erkennen. Viel weniger als individuelle menschliche Züge stellt Zweig Typen dar, die durch die Einbettung in einen dramatischen Handlungsverlauf mit einem scheinbar von der Geschichte selbst vorgezeichneten Schicksal konfrontiert werden und sich diesem entgegenstellen müssen.

3.3 Das Verhältnis zur Psychoanalyse

Sigmund Freud, den Begründer der Psychoanalyse, und den um 25 Jahre jüngeren Stefan Zweig verband eine jahrzehntelange, wenn auch nicht immer ungetrübte, freundschaftliche Beziehung, welche sich in der umfangreichen Korrespondenz der beiden nachvollziehen lässt. Freud war von Beginn an ein begeisterter Leser von Zweigs Werken und drückte dies in vielen seiner Briefe an ihn aus. Er beschäftigte sich eingehend mit jedem neuen Buch, das ihm Zweig zusandte, und dieser schätzte die Kritik des von ihm verehrten Professors besonders hoch.¹⁰⁶ Zweig gehörte seinerseits zu den großen Bewunderern Sigmund Freuds und seiner Lehre. Er widmete ihm ein biographisches Porträt, das 1931 gemeinsam mit zwei Essays über Franz Anton Mesmer und Mary Baker-Eddy in dem Band *Die Heilung durch den Geist* erschien.¹⁰⁷

Darin versucht sich Zweig an einer Charakterisierung der Person Sigmund Freuds und einer Skizze seiner Lehre, wobei er, wie es Freud richtig vermutete, vor Beginn dieser Arbeit keine tiefere Kenntnis der psychoanalytischen Theorie hatte. Seine Absichten mit dem Text formulierte er in einem Brief an den Porträtierten:

Mir oblag es nie, die Methode, das System kritisch zu betrachten – dazu fehlt mir die Erfahrung und die Kühnheit. Was ich versuchte, war die Wichtigkeit der Erscheinung, das überragend-Einmalige der Gestalt und die *Gesamtleistung* annähernd zu charakterisieren.¹⁰⁸

¹⁰⁶ Vgl. Matuschek: *Stefan Zweig. Drei Leben – Eine Biographie*, S. 195.

¹⁰⁷ Zweig, Stefan: *Gesammelte Werke in Einzelbänden. Die Heilung durch den Geist. Mesmer, Mary Baker-Eddy, Freud*. Frankfurt am Main: S. Fischer 1982.

¹⁰⁸ Brief an Freud vom 20.2.1931. In: Zweig, Stefan: *Briefwechsel mit Hermann Bahr, Sigmund Freud, Rainer Maria Rilke und Arthur Schnitzler*. Hg. v. Jeffrey B. Berlin, Hans-Ulrich Lindken u. Donald A. Prater. Frankfurt am Main: S. Fischer 1987, S. 194.

Diese Gesamtleistung sieht Zweig in der enormen Breitenwirkung der Psychoanalyse begründet – ihm zufolge gebe es nirgends in Europa noch einen namhaften Menschen, egal auf welchem Gebiet der Kunst oder Forschung, „dessen Anschauungen nicht direkt oder indirekt durch Freuds Gedankenkreise in Anziehung oder Gegenwehr schöpferisch beeinflusst worden wären“¹⁰⁹. Wenngleich Zweig das Porträt Freuds fragwürdigerweise in eine Reihe neben die Essays über den Erfinder des sogenannten „animalischen Magnetismus“, Franz Anton Mesmer, und die Begründerin der populären amerikanischen Sekte der „Christian Science“, Mary Baker-Eddy, stellt – deren Gemeinsamkeit er in der Entdeckung einer Heilungsmöglichkeit durch Einwirken auf die Psyche sieht – so geht es ihm doch weniger um die Darstellung der Psychoanalyse als Heilmethode denn um die Ergründung ihrer enormen Wirkkraft auf die Geistesgeschichte.¹¹⁰

Im ersten Teil des Essays verortet Zweig Freuds Lehre im Wien der Jahrhundertwende, um die gewaltige Sprengkraft seiner Erkenntnisse für die bürgerliche Moral seines Umfelds zu verdeutlichen. Programm des Essays ist es, zu zeigen, wie es Freud durch die „Überbewertung des Sexuellen“¹¹¹ schaffte, gegen die gesellschaftliche Prüderie des 19. Jahrhunderts anzukämpfen und das Tabu des Sexuellen schließlich zu brechen. Dabei rühmt er besonders die „hartnäckig[e] Unerschrockenheit“, den „menschlichen Mut“ und die „intuitiv[e] Kraft, die zusammen sein Genie bilden“¹¹². Auch im darauffolgenden Abschnitt, in welchem er ein „Charakterbildnis“¹¹³ des Arztes und Psychoanalytikers zeichnet, kommt Zweigs Bewunderung für die Person Sigmund Freuds und deren Arbeitsweise uneingeschränkt zum Ausdruck. Christian von Zimmermann merkt an, dass Zweig hier eine Heroisierung vornimmt, eine „Stilisierung Freuds zum Idealbild bürgerlicher Tugenden, zum bürgerlichen Heroen, der allein für die unpersönlichen Ziele seiner Arbeit eine unbedingte Stärke einsetzt“¹¹⁴.

Sigmund Freud selbst äußerte sich zunächst nur mäßig begeistert zu dem seiner Person gewidmeten Text, wenngleich er doch auch ein wenig Lob dafür übrig hat:

Daß einem das eigene Portrait nicht gefällt oder daß man sich in ihm nicht erkennt, ist eine gemeine und allbekannte Tatsache. Darum eile ich meiner Befriedigung Ausdruck zu geben, daß Sie das Wichtigste an meinem Fall richtig erkannt haben. [...] Sonst

¹⁰⁹ Zweig: *Die Heilung durch den Geist*, S. 380.

¹¹⁰ Vgl. Kory, Beate Petra: *Im Spannungsfeld zwischen Literatur und Psychoanalyse. Die Auseinandersetzung von Karl Kraus, Fritz Wittels und Stefan Zweig mit dem „großen Zauberer“ Sigmund Freud*. Stuttgart: ibidem 2007, S. 239.

¹¹¹ Zweig: *Die Heilung durch den Geist*, S. 361.

¹¹² Ebd., S. 284.

¹¹³ Ebd., S. 290.

¹¹⁴ Zimmermann: *Biographische Anthropologie*, S. 259.

könnte ich es beanstanden [sic!], daß Sie das kleinbürgerlich korrekte Element an mir allzu ausschließlich betonen, der Kerl ist doch etwas komplizierter [...].¹¹⁵

Erst einige Jahre später verleiht Freud seinem generellen Unbehagen gegenüber Biographien über seine Person ernstlich Ausdruck, wobei zu vermuten ist, dass dieses auch durch Zweigs Freud-Essay mitbeeinflusst wurde. An Arnold Zweig, der ihm seine Absicht, eine Arbeit über ihn verfassen zu wollen, mitgeteilt hatte, schrieb er:

Wer Biograph wird, verpflichtet sich zur Lüge, zur Verheimlichung, Heuchelei, Schönfärberei und selbst zur Verhehlung seines Unverständnisses, denn die biographische Wahrheit ist nicht zu haben, und wenn man sie hätte, wäre sie nicht zu brauchen.¹¹⁶

Trotz dieses generellen Vorbehalts gegenüber den Möglichkeiten der biographischen Gattung, äußerte sich Freud auch zur *Marie Antoinette* ausführlich, und zwar durchwegs positiv. Die Biographie der französischen Königin erschien ihm unter den bisherigen Werken Zweigs als eines der herausragendsten. Sein Antwortbrief auf die Zusendung des Buches spricht diesbezüglich für sich:

Dank Ihrer Freigebigkeit habe ich jetzt fast alle Ihre Bücher, Menschen- und Schicksalsschilderungen, gelesen und bin versucht zu sagen, keines von ihnen erschien mir so überzeugend, menschlich ergreifend, wahrscheinlich so übereinstimmend mit der so schwer greifbaren und doch unersetzlichen historischen Wahrheit wie dieses letzte über die unselige, wie Sie sagen, klein angelegte und vom Schicksal groß gehämmerte Marie Antoinette. Auch die voll ausgereifte, von einem gewissen pathetischen Überschwang befreite Sprache und die Beschränkung der Darstellung auf das Nächstliegende und Notwendigste bezeugt den Meister. Mein engeres Interesse ist natürlich durch die Partie des Stoffes erregt worden, wo Sie die Arbeit des Psychoanalytikers thun. In der Behandlung der Ehegeschichte der Frau und der Inzestanklage gegen die Mutter. Das hat sich gewiß so verhalten, wie Sie es darstellen. [...]¹¹⁷

Freud bescheinigt hier dem Schriftsteller Zweig, die „Arbeit des Psychoanalytikers“ getan zu haben, vor allem dort, wo er die historischen Zusammenhänge erstmals mit der Sexualität und den unterdrückten Trieben der Personen zu erklären versuchte. Im Allgemeinen können Zweigs literarische Biographien jedoch nicht als direkt psychoanalytisch angesehen werden, sondern vielmehr als durch die Erkenntnisse der Psychoanalyse inspiriert und beeinflusst. Dies ist insofern kaum verwunderlich, als Zweig in eine Epoche hineingeboren wurde, „in

¹¹⁵ Brief an Zweig vom 17.2.1931. In: Zweig: *Briefwechsel*, S. 192.

¹¹⁶ Brief an A. Zweig vom 31.5.1936. In: Sigmund Freud / Arnold Zweig: *Briefwechsel*. Hg. v. Ernst L. Freud. Frankfurt am Main: S. Fischer 1980, S. 137.

¹¹⁷ Brief an Zweig vom 20.10.1932. In: Zweig: *Briefwechsel*, S. 202.

der man Psychologie sozusagen mit dem Zeitgeist einatmete“¹¹⁸. So spielen insbesondere die Entdeckung des Unbewussten und die Bedeutung der Triebwelt für die Handlungsmöglichkeiten der Figuren eine entscheidende Rolle. Neuartig bei Zweig sind auch die „Fokussierung auf die sexuellen Eigenarten und [die] Hinwendung zu den bedeutsamen Details in den Lebensäußerungen der Protagonisten“¹¹⁹, welche bisher nicht beachtet worden waren. Das Seelenleben der Figuren stellt sich unter diesem Gesichtspunkt als ständiger Kampf zwischen Bewusstem und Unbewusstem dar, wobei sie unablässig versuchen, mithilfe der Vernunft ihre Triebe zu beherrschen.¹²⁰ Zweig selbst versicherte seinem Lehrmeister Freud, „[...] dass von dem Gesamm[t]bilde Ihrer Leistung, von der Wichtigkeit Ihres Werkes wenige innerlich so durchdrungen [...]“¹²¹ gewesen seien, wie er.

Es wäre dennoch vermessen, von Zweig als einem psychoanalytischen Autor zu sprechen, zumal er sich, wie erwähnt, kaum tiefergehend mit der psychoanalytischen Forschung auseinandersetzte und seine Beschäftigung damit zeitlebens eine oberflächliche blieb. Er drückte dies auch einmal in einem Brief an Freud, in dem es um dessen Rückmeldung zu dem Band *Der Kampf mit dem Dämon* geht, explizit aus:

[...] manche Capitel wie „Die Pathologie des Gefühls“ bei Kleist oder die „Apologie der Krankheit“ im Nietzsche hätten nicht geschrieben werden können ohne Sie. Ich meine damit nicht, dass sie Resultate psychoanalytischer Methode wären – aber Sie haben uns den *Mut* gelehrt, an die Dinge nahe heranzugehen, *furchtlos* und ohne jede falsche Schamhaftigkeit auch an das Äusserste wie das Innerste des Gefühls heranzugehen.¹²²

Zimmermann und Scheuer halten fest, dass die Vertreter der modernen Biographik zwar von der Psychoanalyse beeinflusst waren, sie diese jedoch nur als Impulsgeberin für eine psychologische Betrachtungsweise der von ihnen biographierten Personen verstanden. Insbesondere Zweig habe aber durch die psychoanalytischen Erkenntnisse ein besonderes Gespür für die psychologische Charakterisierung seiner Figuren entwickelt.¹²³ Helmut Scheuer spricht davon, dass die modernen Biographen der Psychoanalyse teilweise auch skeptisch gegenüberstanden, und bezeichnet das Verhältnis der modernen Biographen zur Psychoanalyse als laienhaft:

¹¹⁸ Lévy: Stefan Zweig oder vom Geist der Bewunderung, S. 195.

¹¹⁹ Kory: *Im Spannungsfeld zwischen Literatur und Psychoanalyse*, S. 325.

¹²⁰ Vgl. ebd.

¹²¹ Brief an Freud vom 20.2.1931. In: Zweig: *Briefwechsel*, S. 195.

¹²² Brief an Freud vom 15.4.1925. In: Zweig: *Briefwechsel*, S. 173. Hervorhebungen im Original.

¹²³ Vgl. Zimmermann: *Biographische Anthropologie*, S. 256.

Sprechen die Autoren von „Seelenkunde“ (Ludwig) oder der „seelische[n] Wahrheit“, wie Zweig im Vorwort zu *Marie Antoinette*, oder geben sie vor, das „Bildnis eines mittleren Charakters“ (Untertitel von *Marie Antoinette*) zu entwerfen oder „aus rein seelenwissenschaftlicher Freude“ zu schreiben, so Zweig im Vorwort zum *Fouché*, so spüren wir zwar überall die Nähe zur wissenschaftlichen Psychologie und besonders zur Charakterologie, dürfen uns andererseits aber nicht täuschen lassen und eine angewandte wissenschaftliche Psychologie vermuten. Was die berühmte psychographische Methode dieser Autoren ausmacht, ist im wesentlichen Laienpsychologie, „freie und beschwingte Kunst der Seelenschau“ (Zweig). Die Autoren konnten sich aus ihrem Selbstverständnis heraus nicht für eine klinische Psychoanalyse, methodische Psychologie oder empirische Charakterkunde begeistern.¹²⁴

Wie später genauer auszuführen sein wird, versucht Zweig in *Marie Antoinette* in Bezug auf die Frage des Verhältnisses der Königin zum schwedischen Grafen Fersen durch psychologische Analyse zu einer Antwort zu kommen. Er begründet diese Art der „Seelenschau“ damit, dass nur das Auswerten von Quellen und Dokumenten allein unzureichend sei:

Wo aber die an den Augenschein streng gebundene Forschung endet, beginnt die freie und beschwingte Kunst der Seelenschau; wo die Paläographie versagt, muß die Psychologie sich bewähren, deren logisch eroberte Wahrscheinlichkeiten oft wahrer sind als die nackte Wahrheit der Akten und Fakten. Hätten wir nichts als Dokumente der Geschichte, wie eng, wie arm, wie lückenhaft wäre sie! Das Eindeutige, das Offenbare, ist die Domäne der Wissenschaft, das Vieldeutige, das erst zu Deutende und zu Klärende, die zugeborene Zone der Seelenkunst; wo das Material nicht ausreicht für papiernen Beweis, bleiben noch unermeßliche Möglichkeiten für den Psychologen. Das Gefühl weiß von einem Menschen immer mehr als alle Dokumente. (MA 266–267)

Die Psychoanalyse diene Zweig also als Mittel und Anregung, um das Seelenleben seiner Protagonist/innen auszuloten und die Leerstellen, die die überlieferten Dokumente und Quellen eröffnen, aufzufüllen. Seine Methode der „Seelenschau“ bzw. „Seelenkunst“ beruht dabei auf Intuition und seiner psychologischen Begabung, für die ihm das psychoanalytische Wissen eine wichtige Grundlage bot. Generell kann festgehalten werden, dass – wenngleich in keinem Werk Zweigs die psychoanalytische Methode direkt Anwendung findet – der Einfluss von Freuds Theorie in *Marie Antoinette* im Vergleich zu den anderen literarischen Biographien wohl noch am stärksten zum Ausdruck kommt.¹²⁵

¹²⁴ Scheuer: *Biographie*, S. 167–168.

¹²⁵ Vgl. Kory: *Im Spannungsfeld zwischen Literatur und Psychoanalyse*, S. 300.

3.4 Zu Sprache und Stil der Biographien

Sigmund Freud lobte an Zweigs biographischen Werken insbesondere dessen Stil:

Die Vollkommenheit der Einfühlung im Verein mit der Meisterschaft des sprachlichen Ausdrucks hinterlassen einen Eindruck von seltener Befriedigung. Ganz besonders haben mich die Häufungen und Steigerungen interessiert mit denen sich Ihr Satz an das intimste Wesen des Beschriebenen immer näher herantastet.¹²⁶

Interessanterweise rühmt Freud hier, bezogen auf den Essayband *Drei Meister* (1920), einen Aspekt, den viele andere bis heute an Zweigs Texten kritisieren. Die „Häufungen und Steigerungen“, von denen er spricht, werden oft als zu übertrieben und maniert empfunden. Mancher Kritiker verortet den Stil von Zweigs Biographien auf einem „mittleren bildungsbürgerlichen Anspruchsniveau, das traditionelle Elemente geschickt mit modischen Ausdrücken mischt“¹²⁷, wobei er gar mit Autoren der einst populären Zeitschriften *Gartenlaube* oder *Daheim* verglichen wird.¹²⁸

In Bezug auf die Darstellung historischer Szenen in den biographischen Texten Zweigs spricht Gerhart Wolff von einer „spezifischen Gipfeltechnik“¹²⁹. Diese drückt sich unter anderem darin aus, dass markante Szenen aus dem Fluss der Geschehnisse herausgehoben und „dramatisch zugespitzt“¹³⁰ werden. „Effektvolle Rhetorik“¹³¹ sorgt zudem für einen Brückenschlag zwischen dem Stoff und den Leser/innen, die sich durch die psychologisch-einfühlsame Darstellung leicht mit den Figuren identifizieren können. Diese, wie bereits erläutert, eher als Typen konzipierten Figuren entwickeln sich nicht und werden zum Spielball des übermächtigen Schicksals, was sich auch in der Metaphorik ausdrückt: Mit Vorliebe verwendet Zweig Naturmetaphern zur Verdeutlichung der Unentrinnbarkeit der Geschichte (so ergibt sich eine „unerbittlich logische Lawinenfolge“, „[...] aus Spinnweben flicht die Geschichte das unentrinnbare Netz des Schicksals“, es „ballt sich“ das „drohende Gewölk“; MA 43), sowie Theatermetaphern (Marie Antoinette erscheint auf der „großartigen Bühne“ des Versailler Hofs, wo sie zunächst „nur eine kleine Proberolle“ spielt; MA 46). Gemäß der ihr zugesprochenen immanenten ästhetisch-dramatischen Struktur erscheint die Geschichte an vielen Stellen als Schauspiel, insbesondere als Tragödie, was

¹²⁶ Brief an Zweig vom 19.10.1920. In: Zweig: *Briefwechsel*, S. 164–165.

¹²⁷ Wolff, Gerhart: Metaphorischer Sprachgebrauch in Stefan Zweigs historischen Biographien. In: Hugo Aust (Hg.): *Wörter. Schätze. Fugen und Fächer des Wissens. Festgabe für Theodor Lewandowski zum 60. Geburtstag*. Tübingen: Narr 1987 (Tübinger Beiträge zur Linguistik, 316), S. 207–220, hier S. 216.

¹²⁸ Vgl. ebd.

¹²⁹ Ebd., S. 210.

¹³⁰ Ebd.

¹³¹ Ebd.

sich auch sprachlich und metaphorisch manifestiert.¹³² Theatermetaphern für die Geschichte haben eine lange Tradition und finden sich laut Wolff schon im deutschen Idealismus, beispielsweise bei Kant und Schopenhauer.¹³³

Die Darstellung von Historischem sticht bei Zweig auch durch die Verwendung des Präsens als bevorzugte Erzählzeit heraus. In diesem Aspekt brachte er es vor allem in den historischen Miniaturen der *Sternstunden der Menschheit* (1927)¹³⁴ zur Meisterschaft, worauf David Turner verweist.¹³⁵ Durch die Verwendung des Präsens wird der Leser scheinbar unmittelbar in die Geschichte versetzt, die noch nicht als historisch, also abgeschlossen und unveränderbar, sondern als erst im Geschehen begriffen und dadurch noch voll von unvorhersehbaren Möglichkeiten erscheint. Der Leser sieht sich so viel emotionaler in das Erzählte eingebunden und befindet sich in stetigem Hoffen und Bangen um den Ausgang der Geschehnisse¹³⁶ – selbst wenn es bei einer Biographie wie *Marie Antoinette* ja keine unvorhergesehenen Wendungen und ein erwartbares Ende gibt.

Was die Erzählsituation betrifft, so findet man in Zweigs literarischen Biographien fast immer einen auktorialen Erzähler. Dieser mengt sich jedoch durch

[...] Kommentare, veranschaulichende Erzählpartien, Vorausdeutungen, Beglaubigungen, Beteuerungen und zusammenfassende Aussagen in das Erzählgeschehen ein, um das spätere Handeln und Verhalten der jeweiligen Figuren zu rechtfertigen, zu motivieren oder in Frage zu stellen, wobei der Erzähler sie entweder seinem Weltbild anpaßt oder die fiktive Welt der Figuren seiner eigenen und zum Teil der seiner Zeitgenossen entgegenstellt.¹³⁷

Diese Erzählhaltung ist auch in Bezug auf die Einbettung der Quellen in den Erzähltext entscheidend. Die vielen direkten und indirekten Zitate, welche im analytischen Teil dieser Arbeit noch genauer untersucht werden, erfahren durch die Einschübe und Kommentare des Erzählers eine spezifische Kontextualisierung. So kann man zwar behaupten, die Tatsache, dass Zweig an vielen Stellen die Figuren selbst im Originalwortlaut sprechen lässt, erhöhe die historische Qualität und Überprüfbarkeit der Biographie¹³⁸, zugleich werden die

¹³² Vgl. zur Gewitter- und Theatermetaphorik in *Marie Antoinette* Kapitel 4.2.1.

¹³³ Vgl. Wolff: Metaphorischer Sprachgebrauch, S. 217.

¹³⁴ Zweig, Stefan: *Gesammelte Werke in Einzelbänden. Sternstunden der Menschheit. Zwölf historische Miniaturen*. Hrsg. u. mit einer Nachbemerkung versehen v. Knut Beck. Frankfurt am Main: S. Fischer ²1982.

¹³⁵ Vgl. Turner, David: History as Popular Story. On the Rhetoric of Stefan Zweig's "Sternstunden der Menschheit". In: *The Modern Language Review* 84/2 (1989), S. 393–405, hier S. 397.

¹³⁶ Vgl. ebd.

¹³⁷ Alami, Mourad: *Der Stil der literarischen Biographien bei Stefan Zweig. Erläutert am „Joseph Fouché“*. Frankfurt am Main (u. a.): Peter Lang 1989 (Europäische Hochschulschriften, Deutsche Sprache und Literatur, 1136), S. 153–154.

¹³⁸ Vgl. Wendt: Stefan Zweigs *Marie Antoinette*, S. 134.

Aussagen der Figuren durch das Eingreifen des Erzählers aber häufig in ein ganz anderes Licht gerückt.

Die Redewiedergabe spielt in den Biographien Zweigs generell eine wichtige Rolle, da er dieses Mittel dazu einsetzt, seine Darstellung lebendiger und authentischer wirken zu lassen. Neben direkten und indirekten Zitaten setzt er auch zahlreiche Teilzitate ein, die oft nur aus einzelnen Wörtern oder Teilaussagen bestehen. Kennzeichnend ist ein häufig abrupter Übergang im Erzählstil zwischen Erzähler- und Figurenrede, womit es zu einer besonderen Dynamik kommt.¹³⁹

Um seine (Teil-)Zitate einzuleiten oder abzuschließen, zu kommentieren, zu betonen oder abzuschwächen, bedient sich der Erzähler verschiedener Redekennzeichnungswörter.¹⁴⁰ Mourad Alami unterscheidet hierbei zwischen „herkömmlichen“ und „besonderen“ Redekennzeichnungswörtern. Unter den herkömmlichen Redekennzeichnungswörtern versteht er die allgemein als *verba dicendi* bekannten Ausdrücke wie z. B. „sagen“, „äußern“ oder „betonen“, die er auch objektive Redekennzeichnungen nennt, während er unter den besonderen Redekennzeichnungswörtern jene versteht, die die Figurenrede individuell interpretieren und sich durch einen großen Variationsreichtum auszeichnen. Diese fasst er auch unter dem Begriff der subjektiven Redekennzeichnungen zusammen.¹⁴¹ Handelt es sich bei der Aussage beispielsweise um einen Tadel, so wird diese häufig durch Ausdrücke wie „schulmeistern“ oder „zurechtrüffeln“ eingeleitet; wird Wut oder Verärgerung ausgedrückt, so finden sich Begriffe wie „anherrschen“ oder „anpaffen“.¹⁴² All diese Formen der Redekennzeichnung dienen der möglichst lebendigen szenischen Gestaltung des Textes und auch dazu, „eine stilistische Vielheit anzudeuten, die mit der der handelnden Personen übereinzustimmen scheint“¹⁴³.

Die Vielfalt sprachlicher und stilistischer Mittel in Zweigs Biographien ist mit den wenigen hier genannten Aspekten selbstverständlich nicht umfassend beschrieben. Für die Konstruktion seines „mittleren Charakters“ Marie Antoinette erscheinen jedoch die Einmischungen des Erzählers, insbesondere in Bezug auf die eingestreuten Zitate, die bildhaften Ausdrücke und die „Gipfeltechnik“ in der Darstellung historischer Szenen von Bedeutung. Die folgenden beiden Kapitel sollen nun Aufschluss über Zweigs Arbeitsprozess bei der Abfassung und den Entstehungs- und Rezeptionskontext der Biographie geben.

¹³⁹ Vgl. Alami: *Der Stil der literarischen Biographien*, S. 381.

¹⁴⁰ Vgl. ebd., S. 389.

¹⁴¹ Vgl. ebd., S. 389–391.

¹⁴² Vgl. ebd., S. 391.

¹⁴³ Ebd., S. 393.

3.5 Entstehungsbedingungen von *Marie Antoinette*

Nach Erscheinen des Bandes *Die Heilung durch den Geist* im Frühjahr 1931 wandte sich Zweig zunächst wieder einem zwei Jahre zuvor begonnenen Romanprojekt zu, das erst posthum als Fragment unter dem Titel *Rausch der Verwandlung*¹⁴⁴ veröffentlicht werden sollte. Er arbeitete bis Juli 1931 daran, wobei er sich zunehmend mit Schreibproblemen konfrontiert sah.¹⁴⁵ Um einen Ausweg daraus zu finden, widmete er sich parallel zum Roman bereits einer weiteren biographischen Arbeit, die ebenso wie *Joseph Fouché* die Zeit der Französischen Revolution behandeln sollte. Zweigs Freund Erwin Rieger hatte dazu in seinem Auftrag schon im März 1930 umfangreiche Recherchen in der französischen Nationalbibliothek in Paris betrieben.¹⁴⁶ Ebenso nahm dieser später Einsicht in die Originalkorrespondenzen Marie Antoinettes im Wiener Staatsarchiv und förderte einige bislang unveröffentlichte Dokumente zutage, die Zweigs besonderes Interesse hervorriefen. Donald A. Prater merkt an, dass Rieger Zweig ausdrücklich darum gebeten hatte, ihn als Mitarbeiter an den Recherchen zum Buch nicht zu erwähnen.¹⁴⁷

Zweigs genaue Arbeitsweise bei *Marie Antoinette* lässt sich schwer rekonstruieren, da von seinem Material aus dem Salzburger Haus nur wenig erhalten geblieben ist. Generell verwendete er aber bei all seinen Biographien eine große Menge an Studienmaterial, das er nach einer Vorauswahl und einer ersten Gedankenskizze in mehreren Schritten zum eigentlichen Text zusammenkürzte.¹⁴⁸ So bestand die erste Fassung der *Marie Antoinette* aus rund 640 Seiten, wobei es sich dabei um ein Destillat aus dem ursprünglich fast doppelt so umfangreichen Entwurf handelte.¹⁴⁹ Im Vergleich zu seinen früheren Werken betrieb er damit einen ungleich höheren Aufwand bei der Um- und Überarbeitung seiner Texte.¹⁵⁰

In seinem autobiographischen Werk *Die Welt von Gestern* geht Zweig auf seinen Arbeitsprozess während der Abfassung der Biographien ein. Den Erfolg seiner Bücher erklärt er sich damit, dass er bewusst versuche, alles Überflüssige, alles Langatmige wegzustreichen und damit das Tempo zu steigern. Nach einer ersten Fassung versuche er immer im nächsten Schritt, „noch einen Satz oder auch nur ein Wort zu finden, dessen Fehlen

¹⁴⁴ Zweig, Stefan: *Gesammelte Werke in Einzelbänden. Rausch der Verwandlung. Roman aus dem Nachlaß*. Hrsg. u. mit einer Nachbemerkung versehen v. Knut Beck. Frankfurt am Main: S. Fischer 1982.

¹⁴⁵ Vgl. Beck, Knut: Nachwort des Herausgebers. In: Stefan Zweig: *Marie Antoinette. Bildnis eines mittleren Charakters*. Hrsg. u. mit einer Nachbemerkung versehen v. Knut Beck. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch 2014, S. 525–535, hier S. 525.

¹⁴⁶ Vgl. Matuschek: *Stefan Zweig. Drei Leben – Eine Biographie*, S. 242.

¹⁴⁷ Vgl. Prater: *Stefan Zweig. Das Leben eines Ungeduldigen*, S. 276.

¹⁴⁸ Vgl. Matuschek: *Stefan Zweig. Drei Leben – Eine Biographie*, S. 202.

¹⁴⁹ Vgl. Prater: *Stefan Zweig. Das Leben eines Ungeduldigen*, S. 276.

¹⁵⁰ Vgl. Matuschek: *Stefan Zweig. Drei Leben – Eine Biographie*, S. 203.

die Präzision nicht vermindern und gleichzeitig das Tempo steigern könnte“¹⁵¹. Er spricht von einem „Prozeß der Kondensierung und damit Dramatisierung“¹⁵², von einem ständigen „Verdichten und Klären der inneren Architektur“¹⁵³. Dies sei seine „systematisch[e] Methode der ständigen Ausschaltung aller überflüssigen Pausen und Nebengeräusche“¹⁵⁴. Ebenso erklärt er, im fertigen Buch sei von all den verwendeten Quellen „keine Zeile mehr zu finden“¹⁵⁵ – eine Aussage, die in Hinblick auf die folgende Quellenanalyse jedenfalls in Frage zu stellen ist.

Im Herbst 1931 begann Zweig nach langer Zeit wieder ein Tagebuch zu führen, in dem Bewusstsein um die immer kritischer werdenden Zeitumstände, und um sich diesbezüglich selbst „zur Wachsamkeit zu erziehen“¹⁵⁶. Auch das Herannahen seines 50. Geburtstags mag zu dem Entschluss beigetragen haben.¹⁵⁷ Die Einträge geben Aufschluss darüber, dass Zweig die Entstehung von *Marie Antoinette* sehr wohl auch in Verbindung zu den politischen Entwicklungen seiner Zeit sah. So verglich er etwa die politischen Sorgen von 1780, deren Nachhall er in den Berichten Mercys vorfand, mit denen seiner eigenen Zeit; er spüre darin „genau die gleiche Kraftverschwendung, eine Balance zu erhalten, die unmöglich ist, diese Kartenhaustechnik, die man Diplomatie nennt“¹⁵⁸. Auch in der Nachbemerkung zur Biographie spricht er von der „Sturzflut, die seit 1914 uns unablässig aufwühlt“ (MA 513), und welcher er das historische Beispiel einer inmitten des gesellschaftlichen Umsturzes zu charakterlicher Größe gelangten Figur entgegenstellt. Wenngleich Zweig sich zeitlebens mit politischen Äußerungen zurückhielt, ist doch Donald A. Praters Einschätzung, man suche in *Marie Antoinette* „vergebens nach irgendeiner auch noch so versteckten Botschaft für die damalige Zeit“¹⁵⁹, angesichts der genannten Bemerkungen zu relativieren.

Die Tagebücher eröffnen auch manchen interessanten Einblick in den Arbeitsprozess des Autors und die Genese der Biographie. André Maurois stellte die Forderung an den modernen Biographen, die Persönlichkeit des Porträtierten hinter einer Masse an schriftlich Überliefertem herauszuarbeiten. Diese Praxis ist bei Stefan Zweig in besonderem Maße zu beobachten. Im Tagebuch ist am 3. November 1931 zu lesen: „Weiter M. A. Gerade jetzt an

¹⁵¹ Zweig: *Die Welt von Gestern*, S. 330.

¹⁵² Ebd.

¹⁵³ Ebd., S. 329–330.

¹⁵⁴ Ebd., S. 330.

¹⁵⁵ Ebd., S. 329.

¹⁵⁶ Zweig, Stefan: *Gesammelte Werke in Einzelbänden. Tagebücher*. Hrsg. u. mit einer Nachbemerkung versehen v. Knut Beck. Frankfurt am Main: S. Fischer 1984, S. 343.

¹⁵⁷ Vgl. Matuschek: *Stefan Zweig. Drei Leben – Eine Biographie*, S. 254.

¹⁵⁸ Zweig: *Tagebücher*, S. 344.

¹⁵⁹ Prater: *Stefan Zweig. Das Leben eines Ungeduldigen*, S. 275.

eine[n] sehr schwierigen Punkt gelangt. Aber das Ärgste scheint überstanden: es gilt jetzt nur hinter dem Historischen die Person wieder hervorzuarbeiten.“¹⁶⁰ Und am 11. November schreibt er: „M. A. wird voluminös: das Historische muß daraus wieder zurückgedrängt werden, damit man das Bild im Auge behält, die Gestalt.“¹⁶¹ Vom straffen Arbeitsprogramm des Autors zeugt der Eintrag des vorhergehenden Tages:

Wieder ein Stück M. A. Morgen hoffe ich die Flucht nach Varennes fertig zu kriegen, es wird das allein an die vierzig Druckseiten sein. Das ganze Buch schätze ich auf 500 Seiten und zweifle schon, ob ich es im Frühjahr wirklich fertig kriege. Wenn das Tempo so bleibt oder sich verstärkt wäre es denkbar. Aber man muß nur achten, daß nicht die Qualität darunter leidet. Begonnen habe ich Anfang September, also drei Monate Diktat, ein Monat Generalrevision und drei Monate Schrift, das hieße *bestenfalls* Ende März fertig sein. Dann Correcturen – es wird kein Spaß. Bedingung bleibt, alles Andere inzwischen abzustoß[en]¹⁶²

Zweigs konsequente Produktivität führte dazu, dass *Marie Antoinette* noch 1932 beim Leipziger Insel-Verlag erscheinen konnte – jedoch als letztes seiner Bücher in diesem Haus.

3.6 Rezeption des Werks

Bei *Marie Antoinette* handelte es sich, wie schon bei vielen zuvor erschienenen Büchern Stefan Zweigs, allen voran den *Sternstunden der Menschheit*, um einen unmittelbaren Bestseller. Noch im Erscheinungsjahr 1932 war es das meistverkaufte Buch des Weihnachtsgeschäfts, Anfang 1933 waren bereits über 50 000 Exemplare verkauft.¹⁶³ Zu diesem Zeitpunkt befand sich der Autor auf dem Höhepunkt seines Erfolgs – nach einer Statistik des Völkerbunds war er der meistübersetzte deutschsprachige Schriftsteller seiner Zeit.¹⁶⁴ Auf diesen Höhepunkt folgte jedoch eine Reihe von Tiefschlägen, die mit den Bücherverbrennungen durch die Nationalsozialisten im Mai 1933 ihren Anfang nahmen und sich in der Emigration fortsetzten. Stefan Zweigs Name befand sich auf der ersten sogenannten „schwarzen Liste“ der im „Börsenblatt für den deutschen Buchhandel“ zur „Säuberung der Volksbüchereien“ vorgeschlagenen Autoren und Bücher.¹⁶⁵

¹⁶⁰ Zweig: *Tagebücher*, S. 347.

¹⁶¹ Ebd., S. 349.

¹⁶² Ebd.

¹⁶³ Vgl. Matuschek: *Stefan Zweig. Drei Leben – Eine Biographie*, S. 261.

¹⁶⁴ Vgl. Beck: Nachwort des Herausgebers. In: MA, S. 526.

¹⁶⁵ Vgl. Beck, Knut: Nachbemerkungen des Herausgebers. In: Stefan Zweig: *Gesammelte Werke in Einzelbänden. Die Heilung durch den Geist*. Mesmer, Mary Baker-Eddy, Freud. Frankfurt am Main: S. Fischer 1982, S. 383–398, hier S. 386.

Die unterschiedliche Rezeption der Biographie im deutschsprachigen Raum und in Frankreich wurde von Doris Wendt deutlich herausgearbeitet. Während die deutschsprachige Kritik bei der Bewertung der Biographie bis heute zwiespältig ist, wobei Zweigs Darstellung häufig Nähe zur Trivialität und mangelnde Quellenkritik zum Vorwurf gemacht wurde, rühmte man sie in Frankreich von Beginn an als meisterhafte Leistung, sowohl was den Umgang mit den Quellen als auch die schriftstellerische Qualität betrifft.¹⁶⁶ Wendt ortet die Gründe dafür in den unterschiedlichen nationalen Erinnerungsdiskursen, auch was die Bewertung der historischen Person Marie Antoinettes betrifft. In diesem Zusammenhang könnte man Zweigs Konzeption der Königin als Beitrag zu ihrer Umwertung „von einer *persona non grata* zur *persona grata* – zu einer Integrationsfigur der französischen Geschichte und Kultur“¹⁶⁷ verstehen.

Die verbreitete Skepsis gegenüber dem Werk in der deutschsprachigen Kritik scheint sich vorrangig auf die enorme Popularität des Autors zu gründen. So meint etwa Karl Wagner in Bezug auf die biographischen Texte, dass diese weniger auf den Quellen als auf rhetorischen Kunstgriffen aufgebaut seien:

Ohne die rhetorischen Manöver des Biographen Zweig schrumpft das Konzept der Biographie großer Männer zur Null-Information, was die massenhafte Nachfrage indes nicht beeinträchtigt, sondern vielmehr erst zu erzeugen scheint.¹⁶⁸

Bei Klaus Zelewitz spielt dieser Vorbehalt insofern eine Rolle, als er behauptet, dass Zweig mit seiner „reportagedurchsetzten Art des Schreibens auf die Bedingungen der Zeit und die Wünsche großer Publikumsschichten“¹⁶⁹ reagiert habe. Bezeichnend ist auch Helmut Scheuers Einschätzung von Ludwigs und Zweigs Biographien, denen er eine „Nähe zu Trivialmustern der historischen Erfolgsliteratur“¹⁷⁰ attestiert. Denn „[...] dem vermuteten Voyeurismus breiter Leserschichten wird mit einem Blick ins Intimleben der Großen entsprochen.“¹⁷¹

Auffallend ist, dass sich die französische Kritik im Vergleich zur deutschsprachigen weniger auf die Quellenproblematik oder die Popularität des Textes als auf dessen literarisch-ästhetische Qualität konzentriert. Annie Duprat beleuchtet Zweigs Darstellung dahingehend und kommt zu dem Schluss, dass *Marie Antoinette* weder Biographie noch

¹⁶⁶ Vgl. Wendt: Stefan Zweigs *Marie Antoinette*, S. 139–144.

¹⁶⁷ Vgl. Wendt: Stefan Zweigs *Marie Antoinette*, S. 148.

¹⁶⁸ Wagner: Von den Erfindungen der biographischen Wahrheit, S. 214.

¹⁶⁹ Zelewitz: Geschichte erzählen – ein Risiko?, S. 61.

¹⁷⁰ Scheuer: *Biographie*, S. 173.

¹⁷¹ Ebd.

Geschichtswerk, sondern ein geschickt konstruierter, spannend erzählter Roman sei, dessen Qualität als solcher nicht bestritten werden könne.¹⁷² Als historisch korrekte Darstellung hingegen könne man das Werk aufgrund des mangelnden Nachweises der Quellen nicht beurteilen. Sie stellte fest, dass die Chronologie im Werk eine nur marginale Rolle spielt: Auf den über 500 Druckseiten wird insgesamt nur 56-mal, also im Durchschnitt alle zehn Seiten, explizit ein Datum genannt und in 13 der 44 Kapitel kommen überhaupt keine Jahreszahlen vor.¹⁷³ Dahingegen gibt es immer wieder Rückblenden¹⁷⁴, wie etwa im Kapitel „Der Freund erscheint“, das die erste Begegnung Marie Antoinettes mit Fersen erzählt, die jedoch schon 15 Jahre vor den zuletzt erzählten Ereignissen stattgefunden hatte. Wenngleich Zweig also historisch wohlinformiert war, entsprach seine Vorgangsweise laut Duprat doch der eines Romanciers, der das ihm zur Verfügung stehende Material zur einfühlsamen Annäherung an die historische Gestalt und vor allem für eine spannende Erzählung nutzte.¹⁷⁵

Jean Charue spricht davon, dass sich in Stefan Zweig drei Gestalten vereinen – die des Historikers, des Moralisten und des Künstlers – wobei letzterer es ist, der sich durchsetzt und dem Werk *Marie Antoinette* den Charakter eines Kunstwerks verleiht.¹⁷⁶ Auch Adrien Goetz, der die unterschiedlichen Ansätze der Biographen Marie Antoinettes vergleicht, bezeichnet Zweigs Verfahren als das eines Romanciers. Er bewundert vor allem den Aufbau der Biographie in drei grundsätzliche Oppositionen: Innenwelt des Versailler Hofes versus Außenwelt der französischen Revolution, Alltag versus Weltgeschichte und schließlich der „mittlere“ Charakter Marie Antoinettes versus ihr großes und tragisches Schicksal.¹⁷⁷

Im Allgemeinen stimmen die französischen Kritiker/innen weitestgehend in ihrem Lob des Textes überein. Für Goetz findet sich in *Marie Antoinette* das gesamte Werk Zweigs in kristallisierter Form wieder.¹⁷⁸ Cécile Berly spricht gar davon, dass Zweig das biographische Genre in Bezug auf die französische Königin „geadelt“ habe und das Werk ein unumgängliches des Autors sei.¹⁷⁹ Ein Beleg dafür ist die Tatsache, dass es in den

¹⁷² Vgl. Duprat, Annie: Stefan Zweig et l'Histoire. Retour sur l'affaire Marie-Antoinette, de la narration à l'enquête. In: Régine Battiston / Klemens Renoldner (Hg.): *„Ich liebte Frankreich wie eine zweite Heimat“*. *Neue Studien zu Stefan Zweig*. Würzburg: Königshausen & Neumann 2011, S. 171–184, hier S. 184.

¹⁷³ Vgl. ebd., S. 181.

¹⁷⁴ Vgl. ebd., S. 183.

¹⁷⁵ Vgl. ebd., S. 182.

¹⁷⁶ Vgl. Charue, Jean: La révolution française vue par Stefan Zweig. In: *Etudes danubiennes* VI/2 (1989), S. 27–36, hier S. 36.

¹⁷⁷ Vgl. Goetz, Adrien: A propos de l'invention du mythe de Marie-Antoinette, une lecture des Goncourt de Dumas et de Zweig. In: Baraton, Alain / Institut de la Maison de Bourbon Paris (Hg.): *Marie-Antoinette face à l'histoire. Colloque à la Sorbonne 30 septembre 2006*. Paris: de Guibert 2008, S. 131–144, hier S. 141–142.

¹⁷⁸ Vgl. ebd., S. 139.

¹⁷⁹ Vgl. Berly, Cécile: *Marie-Antoinette et ses biographes. Histoire d'une écriture de la Révolution française*. Paris: L'Harmattan 2006, S. 52.

Buchhandlungen von Versailles die meistverkaufte und somit wohl auch meistgelesene Biographie der Königin ist.¹⁸⁰ Auch der Einfluss des Werks auf die neuere französische Historiographie könne nicht zu gering eingeschätzt werden¹⁸¹, was insofern verwundert, als die Biographie in der Kritik ja weniger als historiographisch-korrekte Darstellung denn als psychologische und romanhaft-literarische Auseinandersetzung mit einer historischen Figur beurteilt wird. Als solche ist ihre Qualität jedenfalls schwer zu bestreiten.

¹⁸⁰ Vgl. ebd.

¹⁸¹ Vgl. Wendt: Stefan Zweigs *Marie Antoinette*, S. 143.

4 Quellenanalyse

4.1 Einsatz des Briefwechsels zwischen Maria Theresia und Marie Antoinette

In der Nachbemerkung zu *Marie Antoinette* schreibt Zweig, er habe eine gründliche Durchsicht des Briefwechsels Maria Theresias mit Marie Antoinette im Wiener Staatsarchiv betrieben¹⁸² und sei dabei auf einige bisher bewusst „um ihrer Intimität willen“ (MA 516) unterdrückte Stellen gestoßen, die in den bisherigen, angeblich vollständigen, Ausgaben des Briefwechsels gefehlt haben. Diese habe er in seiner Biographie „rückhaltlos ausgewertet“ (MA 516), um die Beziehung zwischen Marie Antoinette und ihrem Ehemann, vor allem was die Kinderlosigkeit in den ersten Ehejahren betrifft, verständlich zu machen. Zweig nahm also Einsicht in die Original-Korrespondenz, die auf Französisch verfasst ist, und übersetzte sie für seine Biographie auf Deutsch.

Die Briefe Maria Theresias und ihrer Tochter lagen zum Zeitpunkt von Zweigs Recherchen bereits in mehreren Ausgaben vor. Zuerst publiziert wurden sie 1864 von Alfred Ritter von Arneth, dem Leiter des Wiener Haus-, Hof- und Staatsarchivs, wo die Korrespondenz aufbewahrt wurde. 1866 folgte bereits eine zweite Auflage.¹⁸³ Wenige Jahre später gelangte auch die Geheimkorrespondenz Maria Theresias mit ihrem Gesandten am Hof von Versailles, Graf Mercy d'Argenteau, welche für die Beziehung der Kaiserin mit ihrer Tochter ebenfalls aufschlussreich ist, und die auch Zweig wiederholt zitiert, in den Besitz des Archivs. Arneth und der französische Historiker Mathieu-Auguste Geffroy gaben 1874 schließlich eine dreibändige Ausgabe der Korrespondenz Maria Theresias mit Mercy sowie mit Marie Antoinette heraus, wobei die Briefe von und an Marie Antoinette im Vergleich zur früheren Ausgabe keine Ergänzungen fanden.¹⁸⁴ 1895/96 erschien eine Ausgabe der Briefe durch Maxime de la Rocheterie und dem Marquis de Beaucourt¹⁸⁵, in der bestätigt wird, dass nur die von Arneth herausgegebenen Briefe Marie Antoinettes echt sind und es sich bei allen anderen veröffentlichten Briefen, die zu dieser Zeit im Umlauf waren¹⁸⁶, um Fälschungen handelt (vgl. MT 11).

¹⁸² Wie schon erwähnt, dürfte ihn dabei sein Freund Erwin Rieger wesentlich unterstützt haben.

¹⁸³ Vgl. Arneth, Alfred von (Hg.): *Maria Theresia und Marie Antoinette. Ihr Briefwechsel*. Wien: Braumüller 21866.

¹⁸⁴ Vgl. Arneth, Alfred von (Hg.): *Marie-Antoinette. Correspondance secrète entre Marie-Thérèse et le Cte de Mercy-Argenteau. Avec les lettres de Marie-Thérèse et de Marie-Antoinette*. 3 Bde. Paris: 1874–75.

¹⁸⁵ Vgl. La Rocheterie, Maxime de / Beaucourt, Gaston Du Fresne de (Hg.): *Lettres de Marie Antoinette. Recueil de lettres authentiques de la Reine*. Paris: Picard 1895/96.

¹⁸⁶ Auch Zweig geht in der Nachbemerkung auf die Problematik der Fälschungen von Marie Antoinettes eigenhändigen Briefen, vor allem durch einen ihrer ersten Herausgeber, den Baron Feuillet de Conches, ein. Dieser habe sich zwar um die Sammlung und Herausgabe zahlreicher Autographen Marie Antoinettes verdient

Zweig hatte Zugang zu den genannten Briefausgaben und stieß im Zuge seiner Archivrecherchen auf unveröffentlichte Stellen, die er erstmals in seiner Biographie verwertet. Seine Erkenntnisse gab er an den französischen Historiker Georges Girard weiter, der die Korrespondenz inklusive der bisher unbekannten Briefstellen im Jahr 1933 neu herausgab.¹⁸⁷ Girard selbst eröffnet seine Publikation mit einem Verweis auf Stefan Zweig, der ihm Kopien der bisher zensurierten Stellen zugesendet habe: „Ce livre, qui doit tout à Stefan Zweig, doit être considéré comme le complément naturel de sa magistrale biographie de Marie-Antoinette.“¹⁸⁸ Er begreift seinen Band also als Komplement und eine Art Sammelwerk der Beweisstücke zu Zweigs Biographie. Es sei ganz allein Zweig zu verdanken, dass die Briefe nun zum ersten Mal in vollständiger Form publiziert werden konnten.¹⁸⁹

Für die vorliegende Quellenanalyse wurde die aktuell maßgebliche Ausgabe von Paul Christoph aus dem Jahr 1980 verwendet, welcher die Briefe tatsächlich erstmals vollständig und ungekürzt aus dem Französischen übersetzt hat. Christoph konnte nämlich feststellen, dass selbst Girard entgegen seiner Angaben keine vollständige Publikation des Briefwechsels vorlegte, sondern viele Briefstellen in der von Arneht gekürzten Form wiedergab, sodass wesentliche Passagen aus den Originaldokumenten immer noch fehlten.

Es kann davon ausgegangen werden, dass Zweig Girard, der sich im Wesentlichen auf Zweigs Material berief und selbst keinen Einblick in die Originale hatte, nicht alle fehlenden Briefstellen zukommen ließ. Die Frage stellt sich, wie Zweig selbst mit diesen Passagen, die ihm angeblich alle bekannt waren, verfährt – ob er diese in seiner Biographie verwendet und wenn ja, auf welche Art und Weise er darauf Bezug nimmt. Im Gegenzug ist es aufschlussreich zu untersuchen, welche Passagen er aus welchen Gründen nicht in seine Darstellung aufnimmt. Ein Vergleich der vollständigen Ausgabe nach Christoph mit Zweigs Darstellung soll nun offenlegen, welche Briefstellen selbst bei Zweig keine Erwähnung finden, obwohl dieser, wie genannt wurde, laut seiner Nachbemerkung eine vollständige und unverfälschte Auswertung der Briefe anstrebte. Mögliche Gründe für die fehlende Erwähnung werden erörtert, wobei die Hypothese zugrunde liegt, dass Zweig bewusst auf

gemacht, sie gleichzeitig aber eigenhändig vermehrt. Aufgrund seiner fundierten Kenntnis ihres Schreibstils sei es bei vielen Briefen daher kaum zu entscheiden, ob sie echt oder gefälscht seien, weswegen ihre Echtheit grundsätzlich in Zweifel gezogen werden muss. Zweig begründet seine Konzentration auf nur wenige gesicherte Briefe daher mit dem Prinzip: „[...] lieber weniger und echt als mehr und zweifelhaft [...]“ (MA 513).

¹⁸⁷ Vgl. Girard, Georges (Hg.): *Correspondance entre Marie-Thérèse et Marie-Antoinette*. Paris: Grasset 1933.

¹⁸⁸ Ebd., S. 7.

¹⁸⁹ Vgl. ebd., S. 13.

bestimmte Briefstellen verzichtet, die seiner Argumentation widersprechen bzw. nicht mit seiner Darstellung des Charakters Marie Antoinettes kompatibel sind.

Die folgende Analyse gliedert sich nach den Kapiteln, in denen Zweig den Großteil der von ihm benützten Briefstellen verwertet hat und fokussiert auf den Argumentationszusammenhang, in den er sie einbettet. Es wird untersucht, welche Teile des Briefwechsels er direkt und indirekt zitiert und in welchem Kontext er dies tut. Dies wird dem Originalkontext des Briefwechsels gegenübergestellt, um Unterschiede in der Interpretation herauszuarbeiten. Da es sich um Zweigs eigene Übersetzung der Briefe aus dem Französischen handelt, werden auch Unterschiede und Eigentümlichkeiten in der Übersetzung im Vergleich zu Christophs Version zum Thema gemacht. Wo es nötig ist, wird dabei auf die Referenzausgabe der vollständigen Korrespondenz Marie Antoinettes im französischen Original zurückgegriffen, die von Evelyne Lever vorgelegt wurde.¹⁹⁰

4.1.1 Intimität und Öffentlichkeit – Das „Geheimnis des Alkovens“

Es gibt kaum ein Kapitel in *Marie Antoinette*, das umstrittener ist, und über das mehr geschrieben wurde als das „Geheimnis des Alkovens“. Zweig behandelt darin die ersten Ehejahre Marie Antoinettes und Ludwigs XVI., in denen die Ehe im engeren Sinn nicht vollzogen wurde, was Zweig einer „peinliche[n] Hemmung der Natur des Dauphin“ (MA 31) zuschreibt und ihn veranlasst, von einer „Tragödie des Ehebetts“ (MA 33) zu sprechen. Ludwig XVI. habe an einer Phimose gelitten, so Zweigs Erklärung, und musste sich nach langen Jahren der Unsicherheit, und nachdem die intimen Verhältnisse des Ehepaars längst zum Gesprächsthema bei Hof und in der Öffentlichkeit geworden waren, einer Operation unterziehen, die das Problem lösen konnte. Dies war nicht zuletzt auch Joseph II. zu verdanken, der die heikle Angelegenheit zum Anlass für eine Reise nach Versailles nahm, um seinen Schwager im persönlichen Gespräch von der Notwendigkeit einer Operation zu überzeugen.¹⁹¹ Kurz nach dem Besuch Josephs II. vermeldete Marie Antoinette ihrer Mutter den Vollzug der Ehe, und bald darauf wurde sie mit ihrer ersten Tochter schwanger.

¹⁹⁰ Lever, Evelyne (Hg.): *Correspondance de Marie-Antoinette (1770–1793)*. Paris: Tallandier 2005.

¹⁹¹ Diese Operation ist historisch nicht belegt. Vielmehr wird heute davon ausgegangen, dass es schlicht an der Unwissenheit und Ungeschicklichkeit des Königs lag, dass die Ehe nicht vollzogen wurde. Wie Evelyne Lever anhand von Briefen Josephs II. an seinen Bruder belegt, dürften die Ratschläge Josephs II. während seines Besuches in Versailles den Ausschlag für die Beseitigung der Probleme gegeben haben. Vgl. Lever, Evelyne: *Marie Antoinette. Eine Biographie*. Zürich: Benziger 1992, S. 169–170.

Das Kapitel ist das insgesamt zweite im Roman, womit schon an sehr früher Stelle ein Thema von großer Relevanz für Zweigs Argumentation dargelegt wird. Die siebenjährige Geschichte der Kinderlosigkeit des Ehepaars und im Speziellen des sexuellen Versagens des Königs wird auf wenigen Seiten zusammengefasst und dient als Grundlage für die psychologische Deutung des Charakters Marie Antoinettes wie auch ihres Ehemanns. Zweig begründet die Auseinandersetzung mit diesem Thema mit der weltgeschichtlichen Relevanz dessen, was sich im vermeintlich intimen Bereich des Paares abspielte:

Mehr weltgeschichtliche Folgeerscheinungen, als man gemeinhin zuzugeben gewillt ist, haben im Alkoven und hinter den Baldachinen der Königsbetten ihren Anfang genommen; kaum in irgendeinem anderen Falle aber liegt die logische Kette zwischen privatestem Anlaß und politisch-welthistorischer Auswirkung so eindeutig offen wie bei dieser intimen Tragikomödie, und jede charakterologische Darstellung bleibt unehrlich, die ein Geschehnis in den Schatten drückt, das Marie Antoinette selbst den „article essentiel“, den Hauptpunkt ihrer Sorgen und Erwartungen, genannt hat. (MA 34)

Zweig sieht in der sexuellen Unbefriedigtheit einen wesentlichen Grund für Marie Antoinettes Unrast und ihre Ausflucht in unterschiedliche Vergnügungen und Süchte, wie z. B. die Spielsucht. Im Gegenzug dazu habe Ludwigs sexuelle Impotenz auch erheblichen Einfluss auf seine eigene Charakterentwicklung und auf die Beziehung zu seiner Ehefrau gehabt. Er zeige „alle typischen Merkmale eines aus männlicher Schwäche stammenden Minderwertigkeitsgefühls“ (MA 36) und sei dadurch nicht nur im privaten, sondern auch im öffentlichen Bereich zum Machtlosen geworden. Er sei zudem von seiner Frau abhängig und ihr völlig hörig gewesen (vgl. MA 37).

Um diese Thesen zu stützen, beruft sich Zweig auf viele unterschiedliche Quellen, zu denen vorrangig auch der Briefwechsel Marie Antoinettes mit ihrer Mutter zählt. Auffallend ist, dass in diesem Kapitel besonders viele fremdsprachige Zitate eingestreut werden, die für sich stehen und nicht übersetzt werden. Neben einigen französischen findet sich auch ein spanisches Zitat, das angeblich aus einem „Geheimbericht des spanischen Gesandten“¹⁹² (MA 33) stammt, was aber nicht näher kommentiert wird. Es handelt sich im Wesentlichen um eine Beschreibung des physiologischen Defekts des Königs, der Phimose, die vermutlich aufgrund des wissenschaftlichen Anscheins oder des doch als zu delikats angesehenen Inhalts im Original belassen wurde.

¹⁹² Der spanische Gesandte wird kurz darauf nochmals erwähnt, es handelt sich um den Grafen Aranda, der sich durch eine besonders hartnäckige Einmischung in die intimen Angelegenheiten des Ehepaars auszeichnete – es wird erwähnt, dass er sogar Dienstleute bestochen habe, um die Bettlaken des Paares nach Blutspuren zu untersuchen. Vgl. MA 35.

Wie Mourad Alami hervorhebt, finden sich auch in den anderen literarischen Biographien Zweigs zahlreiche fremdsprachige Zitate oder Teilzitate, deren Funktion darin besteht, höhere Glaubwürdigkeit und Echtheit durch einen stärkeren dokumentarischen Charakter zu suggerieren.¹⁹³ Alami hält zudem fest, dass durch die fremdsprachigen Zitate manches verschleiert wird, da man davon ausgehen muss, dass nicht alle Leser/innen die jeweilige Sprache verstehen. Das Mittel wird auch oft angewandt, wenn die betreffende Stelle besonders negative Wertungen oder Beleidigungen beinhaltet.¹⁹⁴

Auch was die Passagen aus dem Briefwechsel Marie Antoinettes mit Maria Theresia betrifft, handelt es sich um viele kürzere eingestreute Zitate, die meist im französischen Original stehenbleiben. Zweig fügt diese zu einer Art „Collage“ zusammen, in der auch Passagen der erlebten Rede vorkommen, welche die ehelichen Verhältnisse des jungen Paares auf möglichst authentische und lebendige Art und Weise wiedergeben soll. Er bedient sich dabei allerdings Zeilen aus unterschiedlichen, teils nicht unmittelbar rekonstruierbaren, Quellen sowie aus den Briefen Marie Antoinettes bzw. Maria Theresias aus unterschiedlichen Jahren, womit die Chronologie bewusst nicht eingehalten wird. Beispielhaft für diese Vorgangsweise steht die folgende Passage:

Marie Antoinette hat einen „nonchalant mari“, einen nachlässigen Gatten, gefunden, und zunächst meint man, es sei nur Schüchternheit, Unerfahrenheit oder eine „nature tardive“ (wir würden heute sagen: eine infantile Zurückgebliebenheit), die den Sechzehnjährigen bei diesem bezaubernden jungen Mädchen unfähig macht. Nur nicht drängen und den seelisch Gehemmten beunruhigen, denkt die erfahrene Mutter und mahnt Antoinette, die eheliche Enttäuschung nicht schwer zu nehmen – „point d’humeur làdessus“ schreibt sie im Mai 1771 und empfiehlt ihrer Tochter „caresses, cajolis“, Zärtlichkeiten, Liebkosungen, aber andererseits wieder nicht zuviel davon: „Trop d’empressement gâterait le tout.“ Als aber dieser Zustand schon ein Jahr, zwei Jahre andauert, beginnt die Kaiserin über diese „conduite si étrange“ des jungen Gatten unruhig zu werden. (MA 31–32)

Die Stelle aus dem Brief Maria Theresias vom Mai 1771, der genannt wird, klingt in der Übersetzung Paul Christophs folgendermaßen: „Aber ich kann Ihnen nicht genug wiederholen: keine üble Laune deswegen, sondern Zärtlichkeiten und Schmeicheleien; denn zuviel Eifer würde alles verderben [...]“ (Maria Theresia an Marie Antoinette am 8.5.1771, MT 40). Zweig hat in diesem Fall das Originalzitat in kleinere Teilzitate aufgeteilt und jeweils seine eigene Übersetzung in Stichworten bzw. einen kleinen Kommentar hinzugefügt. Zudem wird an dieser Stelle wieder das Mittel der Verschleierung von

¹⁹³ Vgl. Alami, *Der Stil der literarischen Biographien*, S. 387.

¹⁹⁴ Vgl. ebd., S. 388.

negativen Ausdrücken eingesetzt, die vorrangig im Original stehenbleiben bzw. deren deutsche Übersetzungen durch Zweig häufig weniger negativ konnotiert sind.

Eine weitere Zeile noch auf derselben Seite lautet: „Die unbelehrte Antoinette meint, dies sei nur ‚maladresse et jeunesse‘, nur Ungeschicklichkeit und Jugend [...]“ (MA 32). Die Aussage stammt aus einem Brief Marie Antoinettes an die Mutter vom 13. Jänner 1773 („Im übrigen ist diese verwünschte Störung nur eine Folge der Jugend und Ungeschicklichkeit“, MT 81), sie wurde also fast zwei Jahre nach dem zuvor genannten Brief gemacht.

Auf der folgenden Seite findet sich ein weiteres Originalzitat Marie Antoinettes, das Zweig wörtlich – in einer Klammer, wohl um das bisher Dargestellte zu unterstreichen und ihm mehr Authentizität zu verleihen – übernimmt. Es geht darin um die Operation, der sich Ludwig XVI. unterziehen sollte und wozu ihn seine Ehefrau überreden wollte: „Je travaille à le déterminer à la petite opération, dont on a déjà parlé et que je crois nécessaire“; 1775 an ihre Mutter.“ (MA 33) Der Brief stammt vom 15. September 1775 und ist damit in der Chronologie noch um einiges später datiert als die vorigen Passagen. Da Zweig zwar die Jahreszahl nennt und generell in diesem Kapitel – im Unterschied zu den meisten anderen Kapiteln – relativ eindeutige Zeitangaben macht, kann nicht von einer bewussten Verfälschung der Chronologie gesprochen werden. Dennoch bedient er sich relativ frei unterschiedlicher Aussagen, die innerhalb eines Jahrzehnts gemacht wurden, und stellt sie nebeneinander. Er schafft somit innerhalb weniger Seiten eine dichte Darstellung dieser „intimen Tragikomödie“ (MA 34), die er mit allerlei direkten (Original-)Zitaten durchsetzt. Zusätzlich erwecken Stellen wie „Brief auf Brief schreibt Maria Theresia nach Paris“ (MA 32) den Eindruck, der Briefwechsel zwischen Maria Theresia und ihrer Tochter sei über Jahre hinweg kaum einem anderen Thema gewidmet gewesen. Es stimmt zwar, dass immer wieder darauf Bezug genommen wird (vor allem in den bis dato unveröffentlichten Passagen), dennoch gibt es genügend andere Themen in den Briefen, die in diesem Kapitel aber von Zweig ausgespart bleiben.

Eine weitere Briefstelle, die Zweig aufnimmt, bezieht sich auf die Herzogin von Chartres, eine Verwandte, die ein totes Kind zur Welt gebracht hat. In einem Brief an ihre Mutter vom 13. Oktober 1771 schreibt Marie Antoinette dazu:

Sie werden gewiß, meine geliebte Mama, von dem Malheur der Frau Herzogin von Chartres wissen, die von einem toten Kind entbunden wurde. Wenngleich das schrecklich ist, wünschte ich indessen, so weit zu sein, aber es gibt dafür noch kein

Anzeichen, [obwohl der Herr Dauphin immer mit mir schläft und mich mit ganzer Liebe behandelt.]¹⁹⁵ (MT 60)

Zweig nimmt einen Satz daraus auf, den er direkt zitiert, und stellt ihn in einen neuen, psychologisierenden Kontext:

Da schreibt sie an ihre Mutter: „So furchtbar das auch sein muß, ich wünschte, ich hielte wenigstens so weit.“ Lieber ein totes Kind, aber nur ein Kind! Nur endlich aus diesem zerstörenden, unwürdigen Zustand heraus, nur endlich wirklich normale Frau ihres Mannes sein und nicht immer noch Jungfrau nach siebenjähriger Ehe. (MA 39–40)

An den einen übernommenen Satz hängt Zweig sogleich seine Interpretation der Stelle im Stil der erlebten Rede an, was besonders eindringlich wirkt. Die erlebte Rede versteht Alami als die „vielleicht reinst[e] Erscheinung“¹⁹⁶ der psychologisierenden Erzählweise bei Zweig. Die Erzählebene wechselt von der Figurenrede zur Erzählerrede, wobei der Erzähler durch die Figur spricht und ihr seine Intention gleichsam in den Mund legt. Dies findet in den literarischen Biographien Zweigs vor allem in Form von Fragen, spontanen Aussagen oder, wie im obigen Zitat, in Form von Ausrufen statt.¹⁹⁷ Die Erwähnung der Totgeburt steht somit symptomatisch für den unbedingten Wunsch Marie Antoinettes, zur „endlich wirklich normale[n] Frau ihres Mannes“ (MA 40) zu werden, selbst wenn daraus nur eine Totgeburt resultieren sollte. Zweigs Kontextualisierung des Zitats betont, dass das eigentlich tragische Ereignis im Leben einer Verwandten Marie Antoinette vor allem als Anlass dient, über ihre eigene Kinderlosigkeit zu klagen. Dies ist zwar schon im Originalbrief durch den Konzessivsatz angedeutet, wird bei Zweig aber nochmals stilistisch herausgehoben.

Im Kapitel „Geheimnis des Alkovens“ wird das Programm der Biographie bereits angelegt und die psychologischen Dispositionen Marie Antoinettes mit dem Verhältnis zu ihrem Ehemann begründet. Es ist längsschnittartig angelegt und beinhaltet daher Vorausdeutungen auf die späteren Ereignisse, weswegen auch einige Quellen aus späteren Jahren eingebaut sind. Der letzte Absatz deutet im Speziellen nochmals die Verbindung mit dem unentrinnbaren Schicksal an, dem das junge Mädchen zunächst noch „[a]hnungslos unbefangen“ (MA 43) gegenübersteht. Somit wird der Bogen zum Beginn des Aufenthalts Marie Antoinettes in Frankreich gespannt. Im Anschluss daran geht Zweig wieder einigermaßen chronologisch vor, indem er die erste Phase der jugendlichen Thronfolgerin am Hof von Versailles beschreibt.

¹⁹⁵ Die eckigen Klammern in Christophs Ausgabe kennzeichnen die bisher unveröffentlichten Stellen.

¹⁹⁶ Alami: *Der Stil der literarischen Biographien*, S. 155.

¹⁹⁷ Vgl. ebd.

4.1.2 Das „Debüt in Versailles“

Im folgenden Kapitel werden die Eingewöhnungsphase und die ersten Auftritte der Dauphine in Versailles behandelt. Es findet sich darin ein langes direktes Zitat aus dem Brief Marie Antoinettes an ihre Mutter vom 12. Juli 1770, in dem sie auf über einer Seite ihren Tagesablauf bei Hofe beschreibt. Zweig übernimmt die Passage größtenteils wörtlich, wobei einige Aspekte dennoch hervorzuheben sind.

Das Zitat in der Biographie beginnt mit dem Satz: „Ich stehe um neuneinhalb oder um zehn Uhr auf, kleide mich an und sage mein Morgengebet.“ (MA 48) Dabei wird die Einleitung der Beschreibung weggelassen, die in der Übersetzung Christophs folgendermaßen lautet:

Eure Majestät ist zu gütig, sich für mich zu interessieren und sogar wissen zu wollen, wie ich meinen Tag verbringe. Ich will Ihnen also sagen, daß ich um zehn oder neun oder neuneinhalb Uhr aufstehe. Nachdem ich mich angekleidet habe, sage ich mein Morgengebet. (Marie Antoinette an Maria Theresia am 12.7.1770, MT 24)

Diese Einleitung fehlt bei Zweig, wodurch die Passage einen sachlicheren Ton erhält, als dies im Originalbriefwechsel durch den persönlichen Bezug zu Beginn der Fall ist. Andererseits fällt hier, wie auch allgemein in allen von Zweig übernommenen Zitaten, auf, dass er die französische höfliche Anrede „vous“ grundsätzlich mit „Du“ übersetzt. Anders als Christoph, der die distanziertere Ausdrucksweise entsprechend mit dem höflicheren „Sie“ bzw. auch durch Formeln wie „Eure Majestät“ übersetzt, ist bei Zweigs Übertragung generell weniger Distanz und eine größere Vertrautheit zwischen Mutter und Tochter zu spüren. Dies suggeriert mehr Intimität und einen persönlicheren Umgang der beiden miteinander, wird jedoch den gängigen Umgangsformen und dem Briefzeremoniell dieser Zeit sicherlich weniger gerecht als Christophs Übersetzung.

Ein weiteres Thema in diesem Kapitel ist Maria Theresias Forderung, ihre Tochter solle sich mit wertvoller Literatur beschäftigen und ihr regelmäßig über ihre Lektüre Bericht erstatten, was sie konkret in Form einer Lektüreliste durch den Abbé Vermont erwartet. Zweig beschreibt dies so:

Außerdem soll er [der Abbé; RZ] ihr täglich eine Stunde vorlesen und sie selbst zum Lesen zwingen, denn Maria Theresia fragt fast in jedem Brief nach der Lektüre. Sie glaubt nicht recht dem Bericht, daß ihre Toinette wirklich jeden Nachmittag liest oder schreibt. „Such Dir doch den Kopf mit guter Lektüre auszutapezieren“, mahnt sie, „sie ist für dich notwendiger als für jeden anderen. Ich warte seit zwei Monaten auf die Liste des Abbé und fürchte, Du hast Dich damit nicht befaßt, und die Esel und Pferde haben die für die Bücher bestimmte Zeit weggetragen. Vernachlässige jetzt im Winter diese

Beschäftigung nicht, da Du doch keine andere recht beherrschst, weder Musik noch Zeichnen, Tanz, Malerei oder andere schöne Wissenschaften. (MA 50)

Das direkte Zitat ist in diesem Fall aus dem Brief Maria Theresias vom 6. Jänner 1771 übernommen worden. Hier klagt sie bereits darüber, nicht über die Lektüre ihrer Tochter informiert worden zu sein, was den Eindruck erweckt, als habe Marie Antoinette von Anfang an dieser Forderung keine Beachtung geschenkt. Tatsächlich aber bedankt sich Maria Theresia nur zwei Monate davor noch für eine Lektüreliste, was in Zweigs Darstellung aber nicht vorkommt. Am 1. November 1770 schreibt sie:

Ich bin Ihnen sehr dankbar, daß Sie mich im einzelnen über Ihre Gebetbücher und die religiöse Lektüre informiert haben. Bossuet ist wunderbar, ich bin damit sehr zufrieden. [...] Auch über Ihre andere Lektüre mit dem Abbé würde ich mich freuen, informiert zu werden. Das könnte sogar für uns hier oder in Toskana nützlich sein. Sie würden mir in Zukunft ein Vergnügen bereiten, wenn Sie mir jeden Monat Ihre Lektüre mitteilten. (MT 28)

Zweig erwähnt zwar, dass die Kaiserin seit zwei Monaten auf die Liste wartete, er spart aber bewusst die freundliche Bitte aus, die die Mutter in ebendiesem Brief vom November 1770 formuliert. In seiner Darstellung herrscht das Bild der mahnenden Mutter vor, deren Erwartungen nicht erfüllt werden, obwohl dies tatsächlich nicht immer der Fall war. Der durchaus freundliche Ton im Originalbrief wird durch die Übersetzung Christophs, der die höflichere „Sie“-Anrede verwendet, bestärkt, während die „Du“-Anrede bei Zweig dem späteren Brief von Jänner 1771 einen viel persönlicheren, anklagenderen Ton verleiht.

4.1.3 Ein Kampf, der keiner war? Die Affäre um Madame Dubarry in „Der Kampf um ein Wort“

Im Kapitel „Der Kampf um ein Wort“ geht es um den ersten großen Konflikt, den Marie Antoinette in Versailles austrug. Er entzündete sich daran, dass die Thronfolgerin nicht mit der Mätresse des Königs, Madame Dubarry, sprechen wollte, der „illegitime[n] Herrscherin des Bettes“ (MA 56), welche trotz ihres niedrigen Standes am Hof von Versailles zu erheblichem Einfluss gekommen war. Marie Antoinette wurde von ihrem Berater Mercy und vor allem Maria Theresia dazu angehalten, sich ihr gegenüber höflich zu benehmen, wobei letztere weniger um die korrekte Einhaltung des Zeremoniells als vielmehr um die Bewahrung des guten Verhältnisses mit dem König Ludwig XV. und damit um die Erhaltung der Allianz mit Frankreich besorgt war.

In der Biographie wird der schlechte Einfluss der drei Töchter des Königs, die häufig nur die „Tanten“ genannt werden, auf Marie Antoinette immer wieder betont. „[U]ngeschickt, einfältig und kleinkrämerisch“ (MA 54) und weiter „[l]angweilig, altjüngferlich verdrossen“ (MA 55) seien diese „drei intriganten und bigotten Damen“ (MA 54), und sie hätten es sich zum Ziel gemacht, die junge Dauphine gegen die Favoritin des Königs aufzubringen und Zwietracht zu säen. Schon der erste Eindruck Madame Dubarrys auf Marie Antoinette ist ein schlechter, da das Mädchen „in der Heizkammer der Tanten“ (MA 60) stehe. Bei einem Abendessen bei Hofe sieht sie zunächst nur

[...] eine vollbusige, heiter aufgeputzte Dame mit prachtvollem Schmuck, die neugierig zu ihr herüberschaut, und hört, daß man sie mit „Gräfin“ anspricht, Gräfin Dubarry. Aber die Tanten, die sich sofort liebevoll der Unerfahrenen annehmen, klären sie gründlich und absichtsvoll auf, denn wenige Wochen später schreibt Marie Antoinette schon ihrer Mutter über die „sotte et impertinente créature“. (MA 57)

Die bösen Absichten der Tanten hebt der Erzähler durch einen ironischen Kommentar hervor. Wohl gemerkt wurde die Beleidigung am Ende hier wieder im französischen Original belassen.

Der Konflikt um Madame Dubarry spiegelt sich im Briefwechsel zwischen Maria Theresia und ihrer Tochter sehr deutlich wider. Zweig bedient sich in der Biographie vieler (Teil-)Zitate aus den Briefen, die er allerdings sehr eigenwillig kontextualisiert und teilweise sogar verfälscht, um sie seiner eigenen Interpretation des Konflikts dienlich zu machen.

Im Briefwechsel findet man die erste Erwähnung der Madame Dubarry gegenüber Maria Theresia bereits im allerersten von Marie Antoinette erhaltenen Brief an ihre Mutter vom 9. Juli 1770. Diese Passage ist für die Gegenüberstellung mit Zweigs Darstellung besonders aufschlussreich:

Der König hat tausend Freundlichkeiten für mich, und ich liebe ihn zärtlich, doch tut er einem wegen seiner Schwäche für Madame Dubarry leid, die das dümmste und impertinenteste Geschöpf ist, das man sich vorstellen kann. Sie hat jeden Abend mit uns in Marly gespielt und hat sich zweimal neben mir befunden; doch hat sie mit mir nicht gesprochen, und ich habe nicht gerade versucht, mit ihr ein Gespräch anzuknüpfen; wenn es aber nötig war, habe ich doch zu ihr gesprochen. [...] Sie können, meine geliebte Mutter, überzeugt sein, daß ich niemals einen Fehler, weder für noch gegen sie, machen werde. [Hervorhebungen RZ] (MT 21–22)

Schon in diesem allerersten Brief wird bereits ein wesentlicher Punkt in Zweigs Argumentation widerlegt, nämlich dass Marie Antoinette nie mit Madame Dubarry gesprochen habe – dies hat sie bei einem Aufenthalt in Marly, wie der Brief belegt, durchaus

getan.¹⁹⁸ Im Gegensatz zu der abwertenden Bezeichnung der Mätresse als dummes und impertinentes Geschöpf, die Zweig wie erläutert im Original wiedergibt, erwähnt er diese sehr aufschlussreiche Briefstelle überhaupt nicht.

In der Biographie herrscht das Bild des jungen Mädchens vor, das unter dem starken Einfluss ihrer Tanten ein boshaftes Spiel betreibt. Zweig schildert dies wieder durch besonders eindrückliche Adjektive und unter Verwendung der erlebten Rede:

Seit sie merkt, wie fürchterlich die dumme Person, die „sotte créature“, sich ärgert, macht die Sache dem kleinen hochmütigen Mädchen erst doppelten Spaß; als sei nichts vorgefallen, beharrt sie boshaft-heiter in ihrem offenkundigen Schweigen. Jeden Tag begegnet sie der Favoritin bei Bällen, bei Festen, am Spieltisch, sogar an der Tafel des Königs und beobachtet, wie sie wartet und schielt und vor Erregung zittert, wenn sie ihr nahe kommt. Aber warte nur, warte bis zum Jüngsten Gericht: immer wieder schürzt sie verächtlich die Lippe, wenn ihr Blick zufällig in die Richtung streift, und eisig geht sie vorbei; das von der Dubarry, vom König, von Kaunitz, von Mercy und heimlich auch von Maria Theresia erwünschte und ersehnte Wort wird nicht gesprochen. (MA 60–61)

Auffallend ist, dass Zweig die Sicht Marie Antoinettes selbst, die in den Briefen sehr gut zum Ausdruck kommt, ausblendet und sie selbst nicht zu Wort kommen lässt. Darin zeichnet sich nämlich ein anderes Bild ab, das kaum etwas mit dem hochmütigen verspielten Mädchen zu tun hat, welches Zweig beschreibt. Sie verteidigt sich, argumentiert teilweise recht schlüssig, weswegen sie nicht mit der Mätresse spricht und beruft sich einmal mehr darauf, sie an einem anderen Ort ja schon einmal angesprochen zu haben. So reagiert sie auf die Vorwürfe ihrer Mutter wie folgt:

Um Ihnen die Ungerechtigkeit der Freunde der Dubarry vor Augen zu führen, muß ich Ihnen sagen, daß ich sie in Marly angesprochen habe; ich sage nicht, daß ich nie mehr mit ihr sprechen werde, ich kann aber nicht zugestehen, mit ihr an einem bestimmten Tag und zu bestimmter Stunde zu sprechen, damit sie es vorher verkündet und darüber triumphiert. [Hervorhebung RZ] (Marie Antoinette an Maria Theresia am 13.10.1771, MT 61)

Wesentlich ist hier, dass Zweig zwar aus dem Brief zitiert, die Stelle aber bewusst verfälscht, indem er das „nie mehr“ auf ein „nie“ reduziert: „Ich sage nicht nein und nicht, daß ich nie mit ihr sprechen werde [...]“ (MA 68).

Zudem ist sie offensichtlich verletzt und enttäuscht von den Vorwürfen ihrer Mutter, was bei Zweig ebenfalls keine Erwähnung findet:

¹⁹⁸ Diese Tatsache wird auch bei Evelyne Lever erwähnt – Stefan Zweigs Darstellung, Marie Antoinette habe noch nie zuvor mit ihr gesprochen, ist also falsch. Vgl. Lever, *Marie Antoinette*, S. 63.

Ich bin verzweifelt, daß Sie den Berichten Glauben schenken können, daß ich an niemand mehr das Wort richte. Sie haben wohl sehr wenig Vertrauen zu mir, um zu glauben, ich sei so wenig vernünftig, mich mit fünf oder sechs jungen Leuten zu amüsieren und jenen die Achtung zu versagen, die ich ehren soll. (Marie Antoinette an Maria Theresia am 2.9.1771, MT 53)

Ebendiese Vorwürfe der Mutter werden in der Biographie in einem langen direkten Zitat wiedergegeben, das aus dem Brief Maria Theresias vom 30. September 1771 stammt. Vergleicht man hier wieder die beiden Übersetzungen von Zweig und Christoph, fällt auf, dass Christophs Übertragung deutlich weniger anklagend ausfällt. So ist beispielsweise allein durch die Interpunktion ein Unterschied sichtbar, wenn Zweig zwei Ausrufezeichen und ein Fragezeichen mehr setzt, als es Christoph tut (vgl. MA 67–68 bzw. MT 54–55). Auch hier sei nochmals darauf hingewiesen, dass durch die persönliche „Du“-Anrede bei Zweig das Zitat anklagender und verletzender wirkt, als dies durch das distanziertere „Sie“ möglich wäre.

Der Reaktion Marie Antoinettes auf die Vorwürfe ihrer Mutter gibt Zweig nur wenig Raum, worunter das obige Zitat fällt, in dem sie festhält, nicht an einem bestimmten Zeitpunkt und Ort mit Dubarry sprechen zu wollen. Tatsächlich schreibt sie in demselben Brief, aus dem dieses Zitat stammt, weiter oben:

Erlauben Sie mir, mich hinsichtlich aller Punkte, die Sie mir anführen, zu entschuldigen. In erster Linie bin ich darüber verzweifelt, daß Sie allen Lügen, die man Ihnen von hier berichtet, eher Glauben schenken als dem, was Mercy und ich Ihnen sagen können. Ich habe gute Gründe zu glauben, daß der König selbst nicht wünscht, daß ich mit der Dubarry spreche; überdies hat er mit mir nie darüber gesprochen. Er behandelt mich viel freundlicher, seit er weiß, daß ich es abgelehnt habe; und wenn Sie, wie ich, alles aus der Nähe sähen, was hier geschieht, würden Sie mir wohl glauben, daß diese Frau und ihre Clique sich mit einem Wort nicht zufrieden gäben, daß man vielmehr immer von neuem beginnen müßte. (Marie Antoinette an Maria Theresia am 13.10.1771, MT 59)

Inwiefern es sich tatsächlich um Lügen handelt, die verbreitet wurden und Maria Theresia zu Ohren kamen, kann und soll im Rahmen dieser Analyse nicht beurteilt werden. Auffallend ist aber in jedem Fall, dass Zweig Marie Antoinettes Argumentation bewusst ausspart und ihrer persönlichen Sichtweise keinen Raum gibt. Vielmehr beurteilt er das Verhalten der jungen Thronfolgerin als Spiel eines kleinen Mädchens, das sich aus der konfliktträchtigen – und auch politisch bedeutsamen – Situation bei Hof einen Spaß macht, wodurch ihre Charakterisierung als leichtsinnig und formbar unterstrichen wird. Vor allem der Einfluss der Tanten, die sich diese Naivität zunutze machten, um ihre eigenen Interessen durchzusetzen, wird in der Biographie hervorgehoben. Tatsächlich finden sich im

Briefwechsel mit ihrer Mutter aber Stellen, wo sie sich verteidigt und ihr Verhalten nachvollziehbar rechtfertigt – diese werden von Zweig höchstens als Trotzreaktionen zusammengefasst, aber nicht zitiert. Letztendlich beugte sich Marie Antoinette dem Willen ihrer Mutter („unbändig, eigenwillig, trotzig, hat sie doch gegen die Autorität ihrer Mutter niemals Widerstand gewagt“, MA 68) und richtete am Neujahrstag 1772 die entscheidenden Worte an Madame Dubarry, womit der Konflikt beigelegt und der Einfluss Maria Theresias aus der Ferne einmal mehr bestätigt wurde.

Festzuhalten bleibt, dass der Konflikt bei Zweig, wie auch schon die Kapitelüberschrift verdeutlicht, als Kampf um ein einzelnes Wort dargestellt wird, was jedoch in Anbetracht der Quellen relativiert werden muss. Marie Antoinette hatte zuvor schon mit der Mätresse des Königs gesprochen, verhielt sich aber aufgrund der politischen Situation ihr gegenüber abweisend. Sicherlich spielten auch der Einfluss der Töchter des Königs sowie ihre eigene Dickköpfigkeit eine Rolle, waren aber nicht die einzigen Faktoren für diesen Konflikt, welcher bei Zweig deutlich überzeichnet dargestellt wird.

4.1.4 Die junge Königin in den Briefen

In diesem Kapitel werden die Zitate aus dem Briefwechsel Maria Theresias mit ihrer Tochter analysiert, welche in die Kapitel „Die Eroberung von Paris“, „Le Roi est mort, vive le Roi!“ und „Bildnis eines Königspaares“ Eingang gefunden haben. Diese umfassen den Zeitraum von Juni 1773, als das Thronfolgerpaar in Paris einzog, bis zu den Jahren 1776/77, also die ersten Jahre Marie Antoinettes als Königin von Frankreich.

Im Kapitel „Die Eroberung von Paris“ findet sich nur ein längeres direktes Zitat aus dem Brief Marie Antoinettes an ihre Mutter vom 14. Juni 1773, in dem sie ihren Einzug in Paris schildert. Es gibt hier kaum Abweichungen vom Originalbrief und die beiden Übersetzungen von Zweig und Christoph stimmen – bis auf eine Stelle – weitgehend überein. In der Biographie fehlt nämlich eine Passage, die weder durch Auslassungszeichen (wie es an manchen anderen Stellen in der Biographie der Fall ist) noch sonst in irgendeiner Form gekennzeichnet ist. Bei Zweig lautet die Stelle wie folgt:

Im Tuileriengarten war eine so ungeheure Menge, daß wir drei Viertelstunden weder vor- noch rückwärts konnten, und auf dem Rückweg von diesem Spaziergang sind wir dann noch eine halbe Stunde auf einer offenen Terrasse geblieben. (MA 75)

Bei Christoph sieht die Übersetzung einschließlich der fehlenden Sätze folgendermaßen aus:

Während eines Spaziergangs in den Tuileries folgte uns eine so große Menge, daß wir während drei viertel Stunden weder vor- noch zurückgehen konnten; der Herr Dauphin und ich haben mehrere Male der Wache empfohlen, niemanden zu stoßen, was einen sehr guten Eindruck gemacht hat. Es herrschte an diesem Tag eine so gute Ordnung, daß es trotz der gewaltigen Menge, die uns überall folgte, nicht einen Verletzten gegeben hat. Nach der Rückkehr vom Spaziergang haben wir uns auf eine offene Terrasse begeben und sind dort eine halbe Stunde geblieben. (Marie Antoinette an Maria Theresia am 14.6.1773, MT 97)

Interessant ist an Zweigs Darstellung, dass nicht nur keine Auslassungszeichen gesetzt wurden, sondern überhaupt nur ein einziger Satz formuliert ist, wo im Original mehrere stehen. Zweig lässt aus, was während des Spazierganges passiert ist und fügt nahtlos daran im selben Satz schon den Rückweg an. Es ist zu vermuten, dass Zweig die Tatsache, dass Marie Antoinette und ihr Mann den Wachen empfohlen hätten, niemanden zu stoßen, bewusst weglässt, um den Eindruck der vollkommenen Sorglosigkeit und Selbstbezogenheit der jungen Monarchin nicht zu trüben. Überdies ist zu bezweifeln, ob die Aussage Marie Antoinettes, es hätte eine „so gute Ordnung“ (MT 97) und keine Verletzten gegeben, überhaupt der Wahrheit entspricht – oder ob man etwaige Vorfälle während des doch erheblichen Massenaufbaus vor dem Thronfolgerpaar einfach geheim gehalten hatte. Die Tatsache der Nichtkennzeichnung spricht für eine bewusste Auslassung durch den Autor, wobei die fehlenden Passagen wohl einfach dem Prozess der „Verdichtung“ und „Kondensierung“ zum Opfer gefallen sind.

Im Kapitel „Le Roi est mort, vive le Roi!“ geht es um den Tod Ludwigs XV. und die darauffolgende Krönung Marie Antoinettes und Ludwigs XVI. zum neuen Königspaar Frankreichs. Zweig bildet in der Biographie vor allem durch die Briefe Maria Theresias ihre Reaktionen auf diese neue Situation ab. Deutlich werden vorrangig die Ängste und Sorgen der Kaiserin, die ihre Tochter zwar liebte, aber dennoch an deren Fähigkeiten als Herrscherin zweifelte und um die Zukunft Europas fürchtete. Wie schon in den ersten Kapiteln wird angedeutet, dass Maria Theresia das kommende Unheil „allein von allen vorausfühlt“ (MA 22), womit ihren Warnungen in Hinblick auf Marie Antoinettes Schicksal an Gewicht verliehen wird. Zunächst wird Marie Antoinettes eigene Reaktion auf die Thronbesteigung zitiert, wobei vor allem ihr eigener Narzissmus und Stolz zum Ausdruck kommen soll:

Stolz, und ohne sich ihres Stolzes zu schämen, greift Marie Antoinette nach der ihr zugefallenen Krone: „Obwohl mich Gott schon in jenem Rang zur Welt kommen ließ“, schreibt sie ihrer Mutter, „den ich jetzt bekleide, so kann ich doch nicht umhin, die Güter der Vorsehung zu bewundern, die mich, das jüngste Ihrer Kinder, für das schönste Königreich Europas erwählt hat.“ (MA 88)

Was hier nicht erwähnt wird, ist die Fortsetzung dieses Briefes vom 14. Mai 1774, in dem die junge Königin ihrer Mutter herzlich dankt und weniger ihr Stolz als vielmehr Demut ihrer Mutter gegenüber zum Ausdruck kommt:

Ich fühle mehr denn je, was ich der Liebe meiner erlauchten Mutter schulde, die sich soviel Sorge und Arbeit gemacht hat, mir diese schöne Stellung zu verschaffen. Ich habe noch nie so sehr gewünscht, mich zu Ihren Füßen legen zu können, Sie zu küssen, Ihnen mein ganzes Herz zu offenbaren und zu zeigen, wie sehr es von Achtung, Liebe und Dank erfüllt ist. (MT 114)

Die Reaktion Maria Theresias auf die Thronbesteigung liest man in ihrem Brief vom 18. Mai 1774, aus dem in der Biographie zwei längere Ausschnitte zitiert werden, die im Wesentlichen mit der neueren Übersetzung Christophs übereinstimmen. Es fehlt lediglich ein Satz, was hier jedoch mittels Auslassungszeichen gekennzeichnet wurde: „Ihr seid beide noch sehr jung, und die Last ist groß; ich bin deshalb in Sorge, wirklich in Sorge ... Alles, was ich Euch jetzt raten kann, ist, nichts zu übereilen [...]“ (MA 90). Im Original wird diese Lücke durch folgenden Satz aufgefüllt: „Wenn mir nicht in der gleichen Lage Ihr anbetungswürdiger Vater beigestanden wäre, hätte ich sie niemals meistern können, und ich war älter als Sie beide.“ (MT 116) Es ist anzunehmen, dass Zweig den Satz deshalb ausgelassen hat, weil er sehr persönlich ist und zu viel Verständnis von Maria Theresias Seite ausdrücken würde. Ebenfalls nicht in dieses Bild passt eine Passage aus einem ihrer Briefe vom 16. Juni 1774, den sie also nur einen Monat danach verfasste, und der in der Biographie ebenso wenig vorkommt. Er beginnt folgendermaßen:

Ich wäre nicht imstande, Ihnen meine Genugtuung und besondere Freude über alles, was man aus Ihrem Lande hört, auszudrücken. Die ganze Welt ist in Ekstase, und das mit gutem Grund: denn Ihr Land hat einen König von zwanzig und eine Königin von neunzehn Jahren, und alle ihre Handlungen sind voller Menschlichkeit, Generosität, Klugheit und großer Urteilskraft; und dabei werden Religion und Sitten, die so notwendig sind, um den Segen Gottes zu erhalten und die Völker zufriedenzustellen, nicht vergessen. Endlich habe ich meine Herzensfreude und bitte Gott, daß er Sie so erhalten möge zum Wohle Ihrer Völker, für die Welt, für Ihre Familie und für Ihre alte Mama, der Sie das Leben wiedergeben. (MT 121)

Der Ton in diesem Brief ist äußerst positiv, ja euphorisch, und würde daher im Widerspruch zu den anderen von Zweig zitierten Briefstellen stehen, in denen die Strenge und Besorgnis der Kaiserin zum Ausdruck kommen.

Eine jener Stellen zitiert Zweig wieder direkt, wobei er das Zitat zusätzlich noch stark verändert und verkürzt. Sein Satz: „Es ist durchaus notwendig, daß Du Dich mit ernsten

Dingen befaßt und vor allem Dich nicht zu außerordentlichen Ausgaben verleiten läßt.“ (MA 90) bezieht sich nur lose auf das Original, das Christoph folgendermaßen übersetzt:

Sie müssen sich unbedingt mit ernsten Dingen befassen, die Ihnen nützen können, wenn der König Sie um Rat fragt oder zu Ihnen als Freundin spricht. Ziehen Sie ihn nicht in außerordentliche Ausgaben hinein; möge dieses erste reizende Geschenk des Königs (Trianon) nicht zu großen Ausgaben und noch weniger zu Verschwendungen führen. (Maria Theresia an Marie Antoinette am 16.7.1774, MT 129)

Bei Zweig fehlt also die Erwähnung, dass die ernsten Dinge ihr für Gespräche mit dem König nützlich sein könnten. Ebenso betont Zweigs Übersetzung des Originals („Ne le menez pas dans des dépenses extraordinaires“¹⁹⁹) mehr die Formbarkeit und Passivität der Königin („[...] Dich nicht zu außerordentlichen Ausgaben verleiten läßt“, MA 90), als ihre Aktivität und Eigenverantwortlichkeit.

Ans Ende dieses Kapitels setzt Zweig ein Zitat aus dem Brief Maria Theresias an den Botschafter Mercy vom 18. Mai 1774, nämlich den „mütterlichen Seufzer: ‚Ich glaube, ihre schönsten Tage sind vorbei.‘“ (MA 91). Aus ebendiesem Brief zitierte er im Kapitel schon zwei Seiten zuvor.²⁰⁰ Dieser letzte Satz, der vom übrigen Zitat isoliert ist, rückt dadurch noch stärker Maria Theresias Kummer und Resignation in den Mittelpunkt.

Im Kapitel „Bildnis eines Königspaares“ steht die Chronologie zugunsten einer Momentaufnahme des soeben gekrönten neuen Königspaares von Frankreich zurück. Wie schon im „Geheimnis des Alkovens“ zugrunde gelegt, wird hier das psychologische Porträt der beiden Hauptfiguren näher ausgeführt, wobei teilweise auf recht provokante und gewagte Aussagen zurückgegriffen wird. So erscheint Ludwig XVI. als das „Musterbild eines mittelmäßigen, unselbständigen Intellekts, von Natur aus etwa zu einem verlässlichen Zollrevisor oder Kanzleibeamten bestimmt“ (MA 93) und parallel dazu Marie Antoinette, deren Charakter dem ihres Mannes genau entgegengesetzt sei. Der Autor selbst macht deutlich, dass es sich bei den beiden um eine „schulmäßige Antithese“ (MA 98) handle: „er unentschlossen, sie zu rasch entschlossen, er langsam überlegend, sie spontan in Ja und Nein, er strenggläubig bigott, sie selig weltverliebt, er bescheiden demütig, sie kokett selbstbewußt [...]“ (MA 98), womit nur ein kleiner Ausschnitt der umfangreichen Aufzählung angeführt

¹⁹⁹ Lever, *Correspondance*, S. 191.

²⁰⁰ „Ich bin davon sehr ergriffen“, schreibt sie beim Empfang der Nachricht an den treuen Gesandten, „und noch mehr mit dem Schicksal meiner Tochter beschäftigt, das entweder ganz großartig oder sehr unglücklich werden muß. Die Stellung des Königs, der Minister, des Staates zeigen mir nichts, was mich beruhigen könnte, und sie selbst ist ja so jung! Sie hat niemals ein ernsteres Streben gekannt und wird es auch nie oder kaum jemals haben.“ (MA 89)

sei. Dennoch, trotz dieses musterhaft gegensätzlichen Paares, sei jedoch ihre Ehe nicht schlecht, sie funktioniere im Gegenteil recht gut, da die beiden in herzlichem Einvernehmen zusammenlebten.

In der Folge werden zwei Stellen aus Briefen Marie Antoinettes zitiert, die diese am 17. April und am 13. Juli 1775 an den Grafen Rosenberg gerichtet hatte, und die Zweig als symptomatisch für den Umgang Marie Antoinettes mit ihrem Ehemann sieht, der nur allzu leichtfertig ist. Es heißt zunächst: „Mein Geschmack ist nicht derselbe wie der des Königs“, plaudert Marie Antoinette locker in einem Brief aus, „er interessiert sich für nichts als die Jagd und mechanische Arbeit ...“ (MA 99) In der Übersetzung Christophs lautet die Stelle folgendermaßen:

Ehrlich gestanden, würde ich mehr zugeben, als Sie darüber sagen würden: zum Beispiel, daß mein Geschmack nicht der gleiche wie der des Königs ist, der nur die Jagd und mechanische Arbeiten liebt. (Marie Antoinette an den Grafen Franz Xaver von Rosenberg am 17.4.1775, MT 154)

In dem zweiten Brief wird es noch etwas delikater, als Marie Antoinette dem Grafen davon schreibt, ihren Mann bewusst getäuscht zu haben, um ihm die Erlaubnis, den Herzog von Choiseul zu empfangen, abzurufen. Darin bezeichnet sie ihren Ehemann als „le pauvre homme“²⁰¹, den armen Mann, der sich ihr nicht habe erwehren können. Stefan Zweig fokussiert auf diese abfällige Bemerkung und interpretiert sie:

Ganz locker fließt Marie Antoinette das Wort „pauvre homme“ aus der Feder, sorglos siegelt sie den Brief, denn sie glaubt doch nur eine lustige Anekdote erzählt zu haben, und die Bezeichnung „pauvre homme“ bedeutet in der Sprache ihres Herzens ganz ehrlich gutmütig: der „arme gute Kerl“. (MA 101–102)

Sehr ausführlich auf über einer Seite gibt Zweig dann die entrüstete Antwort Maria Theresias wieder, welche aus ihrem Brief vom 30. Juli 1775 stammt. Dieser ist einer jener Briefe, der gänzlich aufgrund seines als zu heikel angesehenen Inhalts bis dato nicht veröffentlicht worden war, und von Zweig nun erstmals erwähnt wird – er hat ihn wohl deshalb fast vollständig, mit wenigen Auslassungen, zitiert. Er leitet das Zitat wieder mit einem beigefügten Erzählerkommentar ein, indem er auf ein subjektives Redekennzeichnungswort („rüffelt“) zurückgreift:

Sofort wird strenge Beratung in Wien gehalten und ein derartig energischer Brief an Marie Antoinette geschrieben, daß jahrzehntelang das kaiserliche Archiv seine

²⁰¹ Lever, *Correspondance*, S. 217.

Veröffentlichung nicht erlaubte. „Ich kann Dir nicht verschweigen“, rüffelt die alte Kaiserin die pflichtvergessene Tochter, „daß Dein Brief an Grafen Rosenberg mich auf das äußerste bestürzt hat. Was für eine Ausdrucksform, was für ein Leichtsinn! [...]“ (MA 102)

Im Vergleich mit dem Original und der Übersetzung Christophs wurde hier sehr getreu zitiert und auch die wenigen Auslassungen als solche gekennzeichnet. Durch die Wiedergabe dieses langen Zitats erscheint Maria Theresia als besonders strenge Mutter, die ihre Tochter zurechtweist. Dieses Bild wird in der Folge bestätigt und weiter ausgeführt, vor allem auch im Kapitel „Königin des Rokoko“, das im folgenden Abschnitt genauer untersucht wird.

4.1.5 Mahnungen an eine „Königin des Rokoko“

Das Kapitel „Königin des Rokoko“ besticht durch eine sehr klare Komposition, in welcher die benutzten Zitate entsprechend klug eingeflochten sind, um die Argumentation des Autors zu stützen. Zunächst wird die Position Marie Antoinettes als neue Königin Frankreichs im Weltgeschehen umrissen, wobei der Autor zum Schluss gelangt, dass sie, wenn sie gewollt hätte, eine sehr machtvolle Position beanspruchen hätte können, sie sich aufgrund ihrer Leichtfertigkeit aber auf andere Dinge als die Weltpolitik konzentriert habe.

In den folgenden Abschnitten wird jeweils eines jener Dinge behandelt, welche insgesamt die fünf größten Laster der Königin ausmachten – sie werden vom Erzähler ironisch als die größten „Sorgen“ einer Rokoko-Königin bezeichnet. Denn „die erste Sorge einer Rokokokönigin, wenn sie morgens in ihrem Schloß in Versailles erwacht“ (MA 110), sei eben nicht das politische Tagesgeschäft, sondern die Frage, was sie an diesem Tag anziehen solle. Ausführlich werden sodann die Wichtigkeit von Mode und der Status der Königin als öffentliches Modell für Kostüme und Frisuren dargelegt. Am Ende des Absatzes steht ein Zitat aus dem Brief Maria Theresias vom 5. März 1775, in der sie ihre Tochter für ihr übertriebenes Interesse an der Mode kritisiert:

Ärgerlich mahnt sie die Tochter, freilich immer vergeblich: „Du weißt, daß ich stets der Meinung war, man müsse die Moden maßvoll befolgen, aber sie niemals übertreiben. Eine junge hübsche Frau, eine Königin voll Anmut hat allen diesen Unsinn nicht nötig, im Gegenteil, Einfachheit der Kleidung steht ihr besser an und ist dem Rang einer Königin würdiger. Da sie den Ton angibt, wird sich die ganze Welt bemühen, ihr selbst auf ihren kleinen Fehltritten zu folgen. Aber ich, die ich meine kleine Königin liebe und sie Schritt für Schritt beobachte, darf nicht zögern, sie auf diese kleine Leichtfertigkeit aufmerksam zu machen.“ (MA 113)

Ein Halbsatz am Ende dieser Passage wird von Zweig wohlgemerkt weggelassen, ohne dies jedoch als Auslassung zu kennzeichnen. Bei Christoph heißt es nämlich:

[I]ch aber, die ich meine kleine Königin liebe und jedem ihrer Schritte folge, kann nicht umhin, Sie ob dieser kleinen Eitelkeit zu warnen, wenn ich auch im übrigen Anlaß genug habe, mit allem Ihrem Tun zufrieden und stolz darauf zu sein. (MT 144)

Die Anmerkung, dass sie mit dem übrigen Verhalten ihrer Tochter sehr zufrieden sei, schien Zweig wohl nicht erwähnenswert bzw. hätte es weniger zu seiner Charakterisierung Maria Theresias gepasst.

Der nächste Absatz beginnt der Struktur des Kapitels gemäß mit dem Satz: „Zweite Sorge jedes Morgens: die Frisur.“ (MA 113) Hier werden die fraglichen Frisurentrends dieser Epoche, die nicht zuletzt durch die Königin selbst gesetzt wurden, beschrieben, wobei der Erzähler wieder eine ironische und bisweilen sogar offen spöttische Position einnimmt, indem er die Absurdität dieser Modeerscheinungen hervorhebt („Alles, was diese Kolibri-gehirne beschäftigt, was diese meist hohlen Frauenköpfe füllt, muß auf dem Kopfe affichiert werden.“, MA 114). Am Ende der Ausführungen steht wieder ein Zitat Maria Theresias, die auch zu dieser Beschäftigung ihrer Tochter Stellung bezieht:

Und wieder grollt das Echo aus Wien: „Ich kann nicht umhin, einen Punkt zu berühren, den ich in den Zeitungen so oft wiederholt finde, nämlich Deine Frisuren! Man sagt, daß sie von der Wurzel des Haares sechsunddreißig Zoll hoch sind und darüber noch Federn und Bänder haben.“ (MA 114)

Wichtig ist hier zu erwähnen, dass dieses Zitat aus demselben Brief Maria Theresias vom 5. März 1775 stammt, der schon oben in Bezug auf die Mode zitiert wurde, und dass es sogar direkt vor der oben zitierten Passage steht. Zweigs Einleitung („[u]nd wieder“) ist hier also irreführend, da es sich um denselben Brief handelt.

Auch die vermeintlich prompte Antwort Marie Antoinettes, die Zweig in einem indirekten Zitat im Anschluss daran wiedergibt²⁰², ist eine Aussage, die tatsächlich erst ein Jahr später, in einem Brief an ihre Mutter vom 10. April 1776, gemacht wurde. Darin kündigt sie auch an, ihr Zeichnungen ihrer verschiedenen Frisuren zu schicken. Maria Theresia antwortet ihr daraufhin am 30. Juni 1776: „Ich gestehe, die Zeichnungen des französischen Putzes sind ganz extravagant; ich habe nicht glauben können, daß man ihn so trägt, und noch

²⁰² „Ausflüchtend antwortet die Tochter der chère Maman, hier in Versailles seien die Augen schon so sehr daran gewöhnt, daß die ganze Welt – mit Welt meint Marie Antoinette immer nur die hundert Edeldamen des Hofes – nichts Auffälliges daran fände.“ (MA 114–115)

weniger bei Hofe.“ (MT 187) Auch diese Aussage Maria Theresias kommt in Zweigs Darstellung nicht vor.

„Dritte Sorge: kann man immer andersartig angezogen sein, ohne den entsprechenden Schmuck?“ (MA 115) So leitet Zweig den nächsten Abschnitt ein, in welchem es um Marie Antoinettes Vorliebe für Edelsteine und Diamanten geht. Der ironische Erzähler fügt gleich hinzu: „Nein, eine Königin braucht größere Diamanten, dickere Perlen als alle anderen.“ (MA 115) Auch zu diesem Thema findet Zweig ein entsprechendes Zitat in einem der Briefe Maria Theresias (vom 2. September 1776), in dem sie vor allem auf die Gefahr der Verschuldung eingeht:

Jetzt aber kommt schon härter die Mahnung aus Wien: „Alle Nachrichten aus Paris stimmen darin überein, daß Du abermals Dir Braceletts für zweihundertfünfzigtausend Livres gekauft und damit Deine Einkünfte in Unordnung und Dich in Schulden gebracht hast und daß Du sogar, um dem zu steuern, um einen geringen Preis Deine Diamanten verkauftst ... Solche Mitteilungen zerreißen mir das Herz, insbesondere wenn ich an die Zukunft denke. Wann wirst Du Du selbst werden?“, ruft ihr die Mutter verzweifelt zu. (MA 115–116)

Die Auslassungspunkte in diesem Zitat verweisen auf eine Stelle, die wiederum nicht in das Argumentationsmuster Zweigs gepasst hätte. Die Kaiserin schreibt nämlich u. a.: „Ich halte diese Berichte für übertrieben, doch habe ich es für notwendig erachtet, Sie über die umlaufenden Gerüchte zu informieren, weil ich Sie so zärtlich liebe.“ (MT 193) Eine weitere Auslassung ist nicht gekennzeichnet, nämlich vor dem Ausruf „Wann wirst Du Du selbst werden?“ – hier lenkt Maria Theresia im Original ein und erwähnt zunächst „zwei andere Umstände, die [sie] sehr getröstet haben“ (MT 193), von denen bei Zweig aber keine Rede mehr ist.

Die wörtliche Rede geht in der Biographie gleich weiter: „Eine Herrscherin erniedrigt sich, wenn sie sich so herausputzt [...]“ (MA 116). Durch die direkte Aneinanderreihung entsteht der Eindruck, als stammten diese Aussagen aus demselben Brief vom September 1776. Tatsächlich sind sie jedoch dem Brief vom 1. Oktober 1776 entnommen, wurden also erst einen Monat später geschrieben und entstammen daher einem anderen Kontext. Ebenso ist bemerkenswert, dass die Antwort Marie Antoinettes, die sich immerhin in Bezug auf den Schmuckkauf verteidigt²⁰³, keinerlei Erwähnung findet.

²⁰³ „Ich habe wegen der Armbänder nichts zu sagen. Ich habe es nicht für möglich gehalten, daß man sich die Mühe geben kann, die Güte meiner teuren Mama mit solchen Bagatellen zu befassen.“ (Marie Antoinette an Maria Theresia am 14.9.1776, MT 196)

Im vierten Abschnitt des Kapitels wird das Glücksspiel behandelt, welches Marie Antoinette als Möglichkeit benutzt habe, um an Geld für ihre vorhin genannten Laster zu gelangen. Der Darstellung der ausgedehnten Spiele bei Hof, die oft bis in die frühen Morgenstunden dauerten, fügt der Autor wiederum einen Kommentar der Kaiserin hinzu:

Und wieder das Echo aus Wien: „Das Spiel ist zweifellos eine der allergefährlichsten Vergnügungen, denn es zieht schlechte Gesellschaft und üble Rede heran ... Es fesselt zu sehr durch die Leidenschaft, zu gewinnen, und wenn man richtig rechnet, ist man dabei doch der Genarrte, denn auf die Dauer kann man, wenn man anständig spielt, nicht gewinnen. So bitte ich Dich, meine geliebte Tochter: keine Nachgiebigkeit, man muß sich mit einem Ruck von einer solchen Leidenschaft losreißen.“ (MA 117)

Das Auslassungszeichen verweist hier wieder auf eine Lücke. Bemerkenswert ist aber, dass die Lücke in diesem Fall einen ganzen Monat umfasst, da der zweite Teil des Zitats aus einem ganz anderen, späteren Brief Maria Theresias stammt als der erste Teil. Bei Christoph lautet die Übersetzung aus dem früheren Brief vom 5. November 1777 folgendermaßen:

Das Spiel ist sicherlich eine der schlimmsten Vergnügungen, denn es zieht schlechte Gesellschaft und übles Gerede nach sich. Zur Zeit des hochseligen Königs hat man auch gespielt, aber Landsknecht, Cavagniol und Visque oder ein anderes Gesellschaftsspiel, aber das Pharaon fesselt zu sehr. Ich weiß es aus Erfahrung, und man macht sich nur mit einem Ruck davon frei: man darf weder vor sich selbst noch vor den anderen kapitulieren, weil diese anderen zu großen Vorteil aus der Betrugerei ziehen; denn dieses Spiel ist nichts als das. (MT 230)

Und am 5. Dezember 1777, genau einen Monat später, schreibt sie:

Es fesselt zu sehr durch das lebhafteste Verlangen nach Gewinn, und man ist dabei immer der Genarrte; wenn man nachrechnet, kann man auf die Dauer, wenn man ehrlich spielt, nicht gewinnen. Deshalb bitte ich Sie, meine teure Tochter: keine Schwäche, man muß sich mit einem Ruck von dieser Leidenschaft losreißen. Niemand kann Ihnen dabei besser raten als ich, die in derselben Lage war. (MT 233)

Zunächst ist also erstaunlich, dass Zweig diese beiden Briefpassagen zu einer einzigen verschmilzt. Interessant ist aber auch, welchen Aspekt er in beiden Fällen unerwähnt lässt. Der Vergleich zeigt hier nämlich deutlich, dass Zweig genau jene Passagen ausspart, wo Maria Theresia ihre eigenen Erfahrungen einfließt und Verständnis für das Verhalten ihrer Tochter zeigt. Er verschleierte bewusst, dass Maria Theresia hier aus eigener Erfahrung

spricht. Sie soll eben nicht als menschlich, verständnisvoll und selbst anfällig für Laster verschiedener Art erscheinen, sondern als streng und unerbittlich.²⁰⁴

Im fünften Abschnitt schließlich werden die Vergnügungen beschrieben, denen Marie Antoinette in Abwesenheit ihres Gatten nachging, wie z. B. das Reiten auf Eseln, Schlittenfahrten im Winter oder Feuerwerke und Maskenredouten. Zum Abschluss dieser Ausführungen führt Zweig ein Zitat aus dem Brief Maria Theresias vom 30. November 1776 an, das folgendermaßen beginnt:

Vergebens mahnt die Mutter: „Wäre es noch in der Gesellschaft des Königs, so würde ich schweigen, aber immer ohne ihn und immer mit dem schlechtesten und jüngsten Volk von Paris, und dabei die bezaubernde Königin die Älteste unter der ganzen Bande. [...]“ (MA 119)

Die Antwort Marie Antoinettes auf alle diese Vorwürfe reduziert der Autor auf die knappe Aussage: „Ich habe Angst, mich zu langweilen.“ (MA 119), was für ihn „das Stichwort der Zeit und ihrer ganzen Gesellschaft“ (MA 120) darstellt, und womit er das Kapitel beschließt. Die Originalquelle für diesen Ausspruch konnte nicht ausfindig gemacht werden, er ist jedoch in Pierre Nolhacs Marie-Antoinette-Biographie abgedruckt und dürfte daraus wohl relativ unbedarft von Zweig übernommen worden sein.²⁰⁵

In „Königin des Rokoko“ werden alle Themen, die diese Epoche für den Autor kennzeichnen (Mode, Frisuren, Schmuck, Glücksspiel und Vergnügungssucht) durchdekliniert, in eine aufsteigende Reihenfolge gebracht und hin zu einer Klimax geführt. Nach jedem Abschnitt fügt Zweig die mahnende Stimme der Kaiserin und Mutter Maria Theresia ein, wobei er sich recht willkürlich unterschiedlicher Zitate aus unterschiedlichen zeitlichen Kontexten bedient. Er leitet die entsprechenden Zitate immer mit Halbsätzen und subjektiven Redekennzeichnungswörtern ein, die den strengen Tadel der Mutter unterstreichen sollen: Sie „mahnt“ (MA 113, 115, 119), „grollt“ (MA 114) und „ruft ihr [...] verzweifelt zu“ (MA 116), doch meistens „vergebens“ (MA 113, 119). Dabei werden

²⁰⁴ In demselben Brief weiter oben finden sich weitere Aussagen, die von Zweig nicht erwähnt werden, da sie ihrer Tochter gegenüber sehr positiv ausfallen: „Ich war über Ihren letzten Brief sehr erfreut; Sie treten in die Materie und die Details ein, und nichts, was von Ihnen kommt, kann mich langweilen. Der geringste Umstand ist für mich der bedeutsamste, da ich Sie so innig liebe und nur um Ihr Wohlergehen besorgt bin. Ich freue mich um so mehr, daß Sie die Musik, die Handarbeit und vor allem die Lektüre fortsetzen, als der König an diesen lärmenden Vergnügungen keinen Gefallen findet, die nur eine gewisse Zeit dauern, von selbst aufhören und eine große Leere und oft noch Peinlichkeiten zurücklassen. Wenn mir nicht die ganzen Folgen davon bekannt wären, weshalb sollte ich Sie dessen berauben wollen? Ich würde eher dazu beitragen, und das von ganzem Herzen.“ (Maria Theresia an Marie Antoinette am 5.11.1777, MT 230)

²⁰⁵ „Que voulez-vous ? j'ai peur de m'ennuyer“, vgl. Nohac, Pierre de: *La Reine Marie-Antoinette*. Paris: Calmann-Lévy o. J., S. 45.

positive Bemerkungen ihrerseits bewusst ausgespart und auch die Chronologie verwischt. Durch die regelmäßige Anordnung der Zitate nach den Ausführungen des Erzählers entsteht der Eindruck, es handle sich um wiederholte Mahnungen. Tatsächlich stammen die Aussagen aber manchmal sogar aus denselben Briefen und wurden teilweise, wie gezeigt wurde, im Abstand von mehreren Monaten, wenn nicht Jahren, gemacht. Es wird also eine Häufung an Mahnungen suggeriert, wo es eigentlich keine gab, um so den argumentativen Aufbau des Kapitels zu stützen.

4.1.6 „Trianon“ und „Die neue Gesellschaft“

Der Aufzählung der Laster Marie Antoinettes im Kapitel „Königin des Rokoko“ folgt nun das Kapitel über Trianon, das Schlösschen, welches Marie Antoinette als Geschenk von ihrem Ehemann erhalten hatte. Es war eine „Miniatur- und Spielwelt“ (MA 123), ein „zweites winziges, aber ureigenes Reich zu dem mächtigen Reiche Frankreich“ (MA 121) und ein „Schlupfwinkel, wo sie nicht Königin sein muß“ (MA 121), sondern sich ganz ihren zuvor dargestellten Lastern und Vergnügungen hingeben konnte.

Das Kapitel besteht weitgehend aus der Beschreibung des Schlösschens und seiner ganz eigenen, von der Außenwelt abgeschotteten Wirklichkeit. Am Ende fügt der Autor aber Kritik an diesem Lebensstil bzw. an der Entfernung der Königin aus Versailles hinzu. Er tut dies in Form von zwei Zitaten. Das erste stammt aus den Memoiren des Herzogs von Lévis, der als Sprachrohr für die „Fronde der französischen Hocharistokratie gegen die Königin, seit sie Versailles verlassen hat“ (MA 131), angeführt wird. Auf einer ganzen Seite wird dieses Zitat wiedergegeben, das Zweig, bis auf wenige unwesentliche – jedoch nicht als solche gekennzeichnete – Auslassungen getreu übersetzt hat. Die Erinnerungen des Herzogs von Lévis befinden sich in einer Sammelausgabe von Erinnerungsliteratur, die 1857 erschienen ist. Das Zitat, um das es sich hier handelt, in dem der Herzog schildert, wie Versailles langsam zu einer Provinzstadt verkommen sei, findet sich dort auf den Seiten 132 bis 133.²⁰⁶ Interessant ist diesbezüglich, dass Zweig sich, entgegen seinen Behauptungen in der Nachbemerkung, sehr wohl auf ein Beispiel aus der umfangreichen Erinnerungs- und Memoirenliteratur infolge der französischen Revolution stützt. Auch Duprat hat festgestellt, dass Zweig in der Biographie immer wieder auf Quellen zurückgreift, die er selbst in der

²⁰⁶ Vgl. Genlis, Mme de: *Souvenirs de Félicie. Suivis des souvenirs et portraits par M. le duc de Lévis. Avec avant-propos et notes par M. Fs. Barrière*. Paris: Firmin-Didot 1857, URL: <<http://gallica.bnf.fr/ark:/12148/bpt6k6228526p/f9>> (letzter Zugriff am 23.03.2017).

Nachbemerkung als nicht zuverlässig klassifiziert.²⁰⁷ Sie führt dazu auch die Beispiele der Memoiren des Herzogs von Lauzun und von Saint-Priest an, die als wesentliche Stütze für Zweigs Argumentation, Graf Axel von Fersen sei jedenfalls Marie Antoinettes Geliebter gewesen, gedient haben. Duprat meint dazu, Zweig zeige sich in der Nachbemerkung als Intellektueller, der sich der Unzuverlässigkeit der meisten Memoiren durchaus bewusst sei und dies auch offenlegt, gleichzeitig aber als Romancier, der es vorziehe, über sein historisch zweifelhaftes Vorgehen in gewissen Fällen zu schweigen.²⁰⁸

Gleich direkt im Anschluss an das Zitat aus den Memoiren des Herzogs von Lévis führt Zweig wieder eine Aussage Maria Theresias an:

Auch diese Gefahren hat Maria Theresia von ferne rechtzeitig vorausgesehen: „Ich kenne selbst die ganze Langeweile und Leere des Repräsentierens, aber glaube mir, wenn man es unterläßt, so ergeben sich daraus noch viel weiterreichende Unannehmlichkeiten als diese kleinen Lästigkeiten, insbesondere bei Euch, einer so lebhaften Nation.“ Doch, wo Marie Antoinette nicht verstehen will, hat es keinen Sinn, mit ihr verständig zu sprechen. Was für Aufhebens wegen der halben Stunde, die sie von Versailles lebt! (MA 132)

Das angeführte Zitat stammt aus dem Brief Maria Theresias an ihre Tochter vom 3. November 1780 und wurde hier völlig aus dem Zusammenhang gerissen. Ludwig XVI. schenkte seiner Frau Trianon bereits im Juli 1774, weswegen die Aussage der Mutter von einem Zeitpunkt über sechs Jahre danach stammt. Es handelt sich dementsprechend auch nicht um eine Reaktion der Kaiserin darauf, dass ihre Tochter sich aus Versailles entfernt habe, sondern im Gegenteil darauf, dass sie vorhabe, wieder dorthin zurückzukehren. Der Satz, der dem Zitat vorangeht und der in der Biographie nicht vorkommt, lautet: „Ich freue mich, daß Sie sich vornehmen, die ganze Repräsentation in Versailles wiederaufzunehmen“ (MT 342). Die Kontextualisierung in der Biographie legt jedoch nahe, dass es sich um Marie Antoinettes Unwillen handelt, in Versailles statt in Trianon zu verweilen („Was für Aufhebens wegen der halben Stunde, die sie von Versailles lebt!“, MA 132). Ebenso wird nicht deutlich, dass die Aussage der Mutter aus dem allerletzten Brief stammt, den diese an ihre Tochter richten konnte, bevor sie am 29. November 1780 verstarb. Viel eher wird ein

²⁰⁷ Vgl. Duprat: Stefan Zweig et l'Histoire, S. 179.

²⁰⁸ Vgl. ebd. Ähnlich verhält es sich beim Umgang des Autors mit Anekdoten. Wie Cécile Berly feststellen konnte, weist er einerseits darauf hin, dass er aufgrund des zweifelhaften Wahrheitsgehalts auf Anekdoten verzichtet, andererseits baut er immer wieder welche ein – so etwa die Episode, wie der junge Goethe den Holzpavillon auf der Rheininsel besuchte, der zur feierlichen Übergabe Marie Antoinettes an Frankreich errichtet worden war (vgl. MA 22–23), oder die Legende, dass Marie Antoinettes Hund nach deren Tod noch einige Zeit auf der Suche nach seinem Frauchen heulend in der Conciergerie herumgelaufen sei (vgl. MA 503). Berly verweist diesbezüglich darauf, dass Marie Antoinette weder im Temple noch in der Conciergerie einen Hund besessen habe. Vgl. Berly: *Marie-Antoinette et ses biographes*, S. 94.

früherer Zeitpunkt suggeriert, da sie alles „von ferne rechtzeitig vorausgesehen“ (MA 132) habe.

Im Kapitel „Die neue Gesellschaft“ wird erzählt, mit welchen Leuten sich Marie Antoinette an ihrem neuen bevorzugten Aufenthaltsort Trianon umgab. Dabei stehen vor allem ihre Freundinnen, zunächst Madame de Lamballe und dann die Gräfin von Polignac, im Fokus. Letztere ist deshalb von Bedeutung, da die Königin sie und ihre ganze Familie mit finanziellen Zuwendungen bedachte und sie auch in der Postenvergabe bei Hof bevorzugte, wofür sie von ihren Beratern und ihrer Mutter auch später immer wieder gerügt wurde. Aufgrund dieser recht innigen Frauenfreundschaften seien Marie Antoinette bald schon lesbische Neigungen unterstellt worden:

„Man hat mir in sehr weitgehendem Maße besondere Vorliebe für Frauen und für Liebhaber zugemutet“, schreibt Marie Antoinette aus der Sicherheit ihres Gefühls ganz offen und heiter der Mutter; ihre hochmütige Aufrichtigkeit verachtet den Hof, die öffentliche Meinung, die Welt. (MA 138)

Betrachtet man hier den Kontext der Originalquelle, fällt ein weiteres besonderes Verfahren des Autors auf. Hier fügt er nicht, wie schon an anderer Stelle erläutert, zwei Zitate stillschweigend zu einem einzigen zusammen, sondern er übernimmt nur eine Hälfte des Zitats, während er die andere an späterer Stelle einflacht. Im Kapitel „Die Königin wird unbeliebt“, im Text also etwa vierzig Seiten danach, geht es um die Macht der Lieder und Pamphlete gegen die Königin:

Verächtlich streift sie die Schmutzspritzer vom Kleid. „Wir befinden uns in einer Epoche satirischer Chansons“, schreibt sie rascher Hand ihrer Mutter, „man macht solche über alle Personen bei Hof, Männer und Frauen, und die französische Leichtfertigkeit hat nicht einmal vor dem König haltgemacht. Was mich betrifft, so bin ich auch nicht verschont worden.“ Das ist alles, anscheinend ihr ganzer Ärger, ihr ganzer Groll. (MA 175)

Zum Vergleich sei hier der Ausschnitt aus dem Brief Marie Antoinettes an Maria Theresia vom Dezember 1775 angeführt, der, wie gezeigt wird, an zwei unterschiedlichen Stellen verwertet wurde:

Wir befinden uns in einer Epidemie von satirischen Chansons. Man hat solche über alle Personen des Hofes gemacht, Herren und Damen, und die französische Leichtfertigkeit hat sich sogar bis auf den König erstreckt. [Die Notwendigkeit der Operation ist das Schlagwort gegen den König gewesen.] Auch ich bin nicht verschont worden; [man hat mir sehr freigebig beiderlei Neigungen, die für Frauen und Liebhaber, unterstellt.] (Marie Antoinette an Maria Theresia am 15.12.1775, MT 172)

Wohlgemerkt handelt es sich um einen Brief aus dem Jahr 1775, während es in dem Kapitel „Die neue Gesellschaft“ bereits um die Jahre vor der französischen Revolution geht, im Laufe derer das Ansehen der Königin in der Öffentlichkeit stetig sank. In den Kapiteln davor war schon von der Geburt des Thronfolgers (im Oktober 1781) die Rede, und direkt danach schließt das Kapitel an, in dem es um den Beginn der Halsbandaffäre im Sommer 1785 geht. Wenn der Erzähler also kommentiert, dies sei „ihr ganzer Ärger, ihr ganzer Groll“ (MA 175) gewesen, so ist dies insofern irreführend, als die Aussage ja ungefähr zehn Jahre zuvor gemacht wurde, und sich die Einstellung der Königin zu den – später auch nicht mehr so harmlosen – Pamphleten in der Zwischenzeit sehr wohl geändert haben dürfte. Dass dieses Briefzitat aus dem Zusammenhang gerissen ist, wird aber schon allein dadurch erkennbar, dass es angeführt wird, lange nachdem der Tod Maria Theresias Ende des Jahres 1780 erwähnt worden ist.

4.1.7 „Der Bruder besucht seine Schwester“ und „Mutterschaft“

Das Kapitel „Der Bruder besucht seine Schwester“ behandelt die Reise Kaiser Josephs II. nach Versailles, die dieser im April und Mai 1777 unternahm. Es wird darin ein Charakterbild des Kaisers gezeichnet, das sich in vielen Aspekten von dem seiner jüngeren Schwester unterscheidet. Sein Besuch war für beide Seiten fruchtbar, da sich der Kaiser ein Bild von den Verhältnissen in Versailles machen konnte, und es zu anregenden und klärenden Gesprächen kam, auch was das Eheleben des Königspaares betraf. Joseph II. habe aber nicht alle Kritikpunkte, die er ansprechen wollte, direkt geäußert, sondern seiner Schwester bei der Abreise ein Dokument ausgehändigt, in welchem er seine Besorgnis und seine Mahnungen für sie niedergeschrieben hatte. Dieses nach Zweigs Angaben dreißigseitige Schriftstück sei „das für den Charakter Marie Antoinettes vielleicht aufschlußreichste Dokument, das wir besitzen“ (MA 151). Auf den folgenden drei Seiten werden Passagen daraus wiedergegeben, wobei es sich vor allem um eindringliche Warnungen vor den Konsequenzen ihres leichtsinnigen Verhaltens handelt, oft in Form von rhetorischen Fragen. Es ist „eine Art Katechismus, um die Gedankenfaule zum Nachdenken, zur Selbsterkenntnis und Selbstbeantwortung anzuregen“, zugleich auch eine „Anklage“ (MA 151).

Das Dokument, von dem hier die Rede ist und aus dem ausführlich zitiert wird, liegt unter dem Titel „Instruktion des Kaiser Joseph's II. für seine Schwester Marie Antoinette, Königin von Frankreich mit Ratschlägen über ihr Verhalten“ im Haus-, Hof- und

Staatsarchiv in Wien. Fälschlicherweise behauptet Evelyne Lever in ihrer Biographie, dass es bisher nicht vollständig publiziert wurde²⁰⁹, wird es doch in der Ausgabe des Briefwechsels zwischen Marie Antoinette und Joseph II. von Alfred von Arneth aus dem Jahr 1866 vollständig im französischen Original wiedergegeben.²¹⁰ Dieser gibt an, dass es sich nicht, wie Zweig schreibt, um ein dreißigseitiges Kompendium, sondern um „20 Seiten kleinsten Formates [...] [g]anz von Joseph's Hand“²¹¹ handelt. Auf dem Umschlag befindet sich die Aufschrift: „Réflexions données à la reine de France“²¹².

Ob sich Zweig auf die Ausgabe von Arneth stützte oder Einsicht in das Originaldokument nahm, kann nicht eindeutig entschieden werden. Was die inhaltliche Übereinstimmung der Zitate in *Marie Antoinette* mit dem bei Arneth abgedruckten Text betrifft, so findet man wieder eine verdichtete Darstellung des Textes mit Auslassungen und einigen Umstellungen. Das erste Zitat in der Biographie, das den Vorwurf Josephs II. an seine Schwester enthält, ihre Zeit vertan zu haben („Du schreitest im Alter vor, Du hast also nicht mehr die Entschuldigung, ein Kind zu sein. [...]“, MA 151), befindet sich im Originaldokument erst ganz am Ende.²¹³ Auch die Passagen das Verhalten gegenüber dem König betreffend werden bei Zweig nicht in der gleichen Reihenfolge wiedergegeben wie bei Arneth. Das weitaus längste zusammenhängende Zitat leitet Zweig folgendermaßen ein: „Blatt um Blatt rollt Kaiser Joseph dann das ganze Register der Vergnügungswut auf: [...]“ (MA 152). Hier fällt auf, dass Zweig sich an die Vorlage hält und weitgehend wörtlich übersetzt, jedoch viele Sätze dazwischen auslässt, ohne dies durch Auslassungszeichen zu markieren. Indem er es ans Ende des Kapitels stellt und zudem im französischen Original wiedergibt, wird folgendes Zitat nochmals deutlicher hervorgehoben:

[...] und wörtlich schreibt er hin: „Ich zittere jetzt für Dich, denn so kann es nicht weitergehen; la révolution sera cruelle si vous ne la préparez.“ – „Die Revolution wird grausam sein“ – das unheimliche Wort, hier ist es zum erstenmal hingeschrieben. (MA 153–154)

Zweig gibt also auf drei Seiten verdichtet und naturgemäß stark gekürzt wieder, was Kaiser Joseph II. auf etwa 20 Seiten in seiner Instruktion an seine Schwester formuliert hat. Auch

²⁰⁹ Vgl. Lever: *Marie Antoinette*, S. 171, bzw. Endnote 29, S. 533.

²¹⁰ Vgl. Arneth, Alfred von (Hg.): *Marie Antoinette, Joseph II. und Leopold II. Ihr Briefwechsel*. Leipzig (u. a.): Köhler (u. a.) 1866, S. 4–18.

²¹¹ Ebd., S. 4 (Fußnote).

²¹² Ebd.

²¹³ Vgl. ebd., S. 17–18.

hier ist wieder zu bemerken, dass Zweig das französische „vous“ durchgehend mit dem persönlicheren „Du“ übersetzt hat.

Vom Besuch Kaiser Josephs II. in Versailles leitet Zweig zu dem Kapitel „Mutterschaft“ über, da nicht zuletzt jener Besuch des Bruders „die entscheidende Umstellung“ (MA 154) im Leben Marie Antoinettes bewirkt habe. Bald darauf ist der Vollzug der Ehe erstmals geglückt, und Zweig führt mehrere Briefe Marie Antoinettes an ihre Mutter an, in welchen sie ihr vom Fortschritt ihrer Hoffnungen auf eine Schwangerschaft und schließlich auch von der Gewissheit darüber berichtet. Darunter fällt auch der Brief Marie Antoinettes vom 30. August 1777, in dem sie schreibt, sie sei „in dem für [ihr] ganzes Leben größten Glück“ (MT 221). Dieser Brief gehört zu jenen, die vor dem Zeitpunkt von Zweigs Veröffentlichung zur Gänze unpubliziert waren. Die übrigen zitierten Passagen folgen den Originalen getreu mit nur wenigen unwesentlichen Abweichungen.

Mit der ersten Schwangerschaft sei auch eine entscheidende Wendung des Charakters der Königin einhergegangen. Schon im Kapitel „Geheimnis des Alkovens“ zeichnet der Autor diese Entwicklung vor:

Wer nicht die weibliche Verzweiflung hinter der Vergnügungswut dieser Frau versteht, kann die merkwürdige Wandlung weder erklären noch begreifen, die dann einsetzt, als Marie Antoinette endlich Frau und Mutter wird. Mit einemmal werden die Nerven merklich ruhiger, eine andere, zweite Marie Antoinette entsteht, jene beherrschte und willenskräftige, kühne, die sie im zweiten Teil ihres Lebens wird. Aber diese Wandlung kommt schon zu spät. (MA 40)

Erst als Mutter, so argumentiert der Autor, habe ihr Zärtlichkeitsbedürfnis „endlich einen normalen Ausstrom gefunden“ (MA 162) und statt der zahlreichen Vergnügungen wie dem Glücksspiel beschäftige sie sich nun lieber mit ihren Kindern und erfreue sich an ihnen.

Auch in diesem Kapitel ist jedoch wieder die mahnende Stimme Maria Theresias zu vernehmen, die als einzige mit der Geburt des ersten Kindes, einer Tochter, nicht zufrieden ist. In nur einem Absatz flicht Zweig hier verschiedene Zitate aus den Briefen Maria Theresias ein, in denen sie einen männlichen Thronfolger fordert.

„Wir brauchen unbedingt einen Dauphin, einen Thronfolger.“ Wie eine Litanei wiederholt sie die Mahnung an die Tochter, nur nicht jetzt ‚lit à part‘ zu machen, keiner Leichtfertigkeit sich hinzugeben. Als neuerdings Monat um Monat ohne Schwangerschaft vergeht, wird sie geradezu zornig, wie schlecht Marie Antoinette ihre ehelichen Nächte nützt. „Der König zieht sich zu früher Stunde zurück, er steht früh auf, die Königin tut das Gegenteil, wie kann man da etwas Gutes erwarten? Wenn man sich nur so im Vorübergehen sieht, ist kein wirklicher Erfolg zu erhoffen.“ Immer lebhafter wird ihre Dringlichkeit. „Bisher war ich diskret, aber nun werde ich zudringlich werden; es wäre ein Verbrechen, nicht mehr Kinder dieses Blutes zu zeugen.“ Nur dies eine will

sie noch erleben: „Ich habe Ungeduld – in meinem Alter kann man nicht mehr lange warten.“ (MA 159) [Hervorhebungen RZ]

Durch die Beifügungen und Überleitungen des Erzählers wird hier wiederum der Eindruck erweckt, die Aussagen stammten aus unmittelbar aufeinanderfolgenden Briefen, wenn nicht sogar aus demselben Brief. Tatsächlich stammen die ersten beiden Zitate („Wir brauchen unbedingt einen Dauphin“ bzw. „Der König zieht sich zu früher Stunde zurück [...]“) aus dem Brief Maria Theresias an ihre Tochter vom 2. August 1780, während das folgende („Bisher war ich diskret [...]“) einem Brief vom 30. Juni 1780 entnommen ist. Die Einleitung „Immer lebhafter wird ihre Dringlichkeit“ (MA 159) suggeriert eine wiederholte Mahnung, während die Aussage in Wirklichkeit schon einen Monat früher gemacht wurde. Interessant ist auch, wie dieses Zitat im Vergleich zum Original verändert wurde – dort heißt es nämlich:

Es wäre eine Sünde, Kinder dieses Geschlechtes nicht mehr zur Welt zu bringen, denn man erzählt Wunder von der Gesundheit und dem Liebreiz Ihrer teuren Kleinen.
(Maria Theresia an Marie Antoinette am 30.6.1780, MT 331)

Dass es ein „Verbrechen“ (MA 159) wäre, keine Kinder mehr zu zeugen, begründet die Kaiserin dem Originalbrief zufolge also damit, dass die Gesundheit der Tochter so gut sei und damit ein weiteres gesundes Kind zu erwarten wäre, was in der Biographie aber nicht vorkommt. Auch im Original des Briefes vom 1. April 1780 liest man:

Alles, was Sie mir von Ihrer Tochter berichten, hat mir große Freude gemacht, und ich teile mit Ihnen das Gefühl einer Mutter über das Verhalten dieser teuren Kleinen. Wie rührend das ist! Aber wir brauchen einen Dauphin! Die Ungeduld erfaßt mich, denn mein Alter gestattet mir nicht, lange zu warten. (MT 321)

Erwähnenswert ist hier zum einen, dass Maria Theresia sehr wohl auch Lob für ihre Enkelin findet und sich durchaus emotional zeigt, während in Zweigs Darstellung die Bemerkungen über diese erste Tochter gänzlich ausgespart bleiben. Zum anderen fällt auf, dass das Datum des Briefes einige Monate vor demjenigen liegt, der in der Biographie zuerst genannt wird. Die Chronologie ist hier also wieder umgekehrt, weshalb man nicht von wiederholten Mahnungen sprechen kann, sondern nur von einer konstruierten Häufung von Mahnungen durch den Autor, der überdies das Lob dazwischen bewusst weglässt. Jenes letzte Zitat, in dem Maria Theresia von ihrer Ungeduld aufgrund ihres fortgeschrittenen Alters spricht, benützt Zweig außerdem als Überleitung zu ihrem Tod im November 1780. Wie erwähnt, ist die Aussage aber schon Monate zuvor gemacht worden – weil ihr Ableben aber plötzlich und unerwartet kam, wird in ihrem letzten Brief vom 3. November ein möglicher

Thronfolger nicht mehr erwähnt. Zweig dürfte daher auf das für seine Zwecke passendere Zitat vom April zurückgegriffen haben.

4.1.8 Zusammenschau

Im ersten Drittel von *Marie Antoinette* bildet der Briefwechsel Marie Antoinettes mit ihrer Mutter Maria Theresia die wichtigste Quelle für die Darstellung der Ereignisse und die Charakterisierung der Königin. Der Autor übernimmt teilweise Passagen als längere direkte Zitate, sehr oft aber führt er Teilzitate an, die entsprechend dem argumentativen Aufbau der Kapitel kommentiert und neu kontextualisiert werden. Häufig bleiben kürzere Zitate auch unübersetzt, vor allem, wenn sie einen intimen Inhalt aufweisen oder besondere Authentizität vermittelt werden soll. Die Chronologie bleibt zugunsten der Argumentation nicht gewahrt – häufig werden Zitate aus dem zeitlichen Kontext des Originals gelöst und an anderer Stelle eingefügt.

Die Kaiserin Maria Theresia erscheint durch die ausgewählten Zitate aus ihren Briefen als besonders strenge Mutter, die ihre Tochter aus der Ferne vor Leichtsinnigkeit warnt und zu Vernunft und Ernsthaftigkeit aufruft. Diese Passagen, die an manchen Stellen vom Autor künstlich gehäuft werden, vermitteln den Eindruck einer immer wiederkehrenden Stimme der Moral, die durch Maria Theresia verkörpert wird. Durch die Aneinanderreihung von Zitaten, die zum Teil aus ganz unterschiedlichen zeitlichen und auch inhaltlichen Zusammenhängen stammen, wird der Eindruck einer kontinuierlichen Zurechtweisung durch die Mutter geschaffen. Manche Passagen, manchmal auch nur Halbsätze, werden jedoch bewusst weggelassen, weil sie den Eindruck der Strenge der Mutter mildern würden. Maria Theresia ist in Zweigs Darstellung auch diejenige, die den Niedergang ihrer Tochter schon vorausgesehen und geahnt habe, lange bevor sich eine Revolution abzeichnete.²¹⁴

Vergleicht man nun den gesamten Briefwechsel zwischen Mutter und Tochter mit dessen Verarbeitung in der Biographie, fällt auf, dass nicht alle Themen, die darin eine Rolle spielen, gleichermaßen von Zweig aufgegriffen wurden. Vor allem gegen Ende des Briefwechsels (ab dem Jahr 1778) wird immer mehr Politisches thematisiert. Vorrangig geht es um die außenpolitische Situation und die Gefahr eines Krieges der Habsburgermonarchie mit Preußen, der im Juli 1778 durch einen Angriff Friedrichs II. auf Böhmen zur Realität

²¹⁴ Vgl. bereits im ersten Kapitel „Ein Kind wird verheiratet“: „Mitten im Jubel der Welt über den Triumph ihrer Tochter geht die alte Frau in die Kirche und betet zu Gott, er möge ein Unheil wenden, das sie allein von allen vorausfühlt.“ (MA 22)

wurde. Der Briefwechsel zeugt nicht nur von der Niedergeschlagenheit und Betrübnis der Kaiserin, die mit allen Mitteln versucht hatte, einen Krieg zu verhindern, sondern auch von dem Versuch ihrer Tochter, ihr darin beizustehen und die Situation von Frankreich aus zu verbessern – auch wenn ihr das nicht in dem von ihrer Mutter gewünschten Maß gelang. Wenngleich es stimmt, dass sich Marie Antoinette keineswegs intensiv mit politischen Themen befasst hat, so haben sie diese Ereignisse durchaus beschäftigt. Dass sie sich hier auch politisch betätigt hat, kommt bei Zweig jedoch nicht vor. Er zitiert hauptsächlich Privates und unterstreicht dadurch das politische Desinteresse der Königin.

Später wird auch der Krieg Frankreichs mit England thematisiert, ebenso wie das Bündnis Frankreichs mit Österreich, dessen Stabilität zunehmend in Frage steht. Maria Theresia schreibt diesbezüglich besorgt ihrer Tochter:

[I]ch gestehe, daß die Vernachlässigung unserer Interessen in dem für Frankreich wichtigen Moment Ihrer Schwangerschaft mich noch schmerzlicher berührt. Was kann man von der Zukunft erwarten? Und ohne Verbündete kann keine Macht existieren.
(Maria Theresia an Marie Antoinette am 2.11.1778, MT 286)

Neben den politischen Ereignissen sind die immer wiederkehrenden Themen des Briefwechsels die Gesundheit der Kaiserin sowie Marie Antoinettes, ihre Schwangerschaft bzw. die Geburt der ersten Tochter sowie die Hoffnungen auf eine erneute Schwangerschaft. Immer wieder geht es auch um Familienangehörige und verschiedene Politiker, die bei Hof empfangen werden. In den späteren Briefen kommt im Vergleich zu den früheren weniger Tadel von Seiten der Mutter vor. Eine Ausnahme bildet dabei das einzige wirkliche „Konfliktthema“, nämlich die finanziellen Zuwendungen an die Gräfin Polignac und deren Familie, die von Maria Theresia scharf kritisiert werden.

4.2 Darstellung der „Halsbandaffäre“

Die sogenannte Halsbandaffäre war eine für das öffentliche Ansehen Marie Antoinettes entscheidende Angelegenheit, die sich in den Jahren vor Beginn der französischen Revolution zu einem regelrechten Skandal entwickelte. In Stefan Zweigs Biographie wird sie in drei Kapiteln, auf knapp 50 Seiten, ausführlich behandelt, nämlich in „Der Blitzschlag ins Rokokotheater“, „Die Halsbandaffäre“ und im Kapitel „Prozeß und Urteil“.

Zweig inszeniert den Verlauf der Halsbandaffäre als Komödie und baut seine Darstellung dramaturgisch entsprechend auf. Er beschreibt dies eingangs selbst:

In allen Komödien Molières zusammengenommen, findet man nicht ein so farbig und logisch-lustig verflechtes Bukett von Gaunern, Schwindlern und Beschwindelten, von Narren und köstlich Genarrten wie in diesem munteren Ollapodrida, in dem eine diebische Elster, ein mit allen Salben der Scharlatanerie geschmierter Fuchs und ein plump gutgläubiger Bär die tollste Affenkomödie der Weltgeschichte zusammenbrauen. (MA 191)

Dieses karnevaleske Schauspiel ist Zweigs Geschichtsverständnis entsprechend schon in der Geschichte selbst angelegt. Der Autor versteht sich lediglich als derjenige, der das Drama aus dem allgemeinen Verlauf der Geschichte hervorhebt und „wahrheitsgetreu“ nachzeichnet. Die „Komödie“ der Halsbandaffäre leitet Zweig nun mit dem Kapitel „Der Blitzschlag ins Rokokotheater“ ein, das die erste Konfrontation der Königin mit dem Betrug und die darauffolgende „blitzartige“ Verhaftung des vermeintlich Schuldigen, des Kardinals Louis von Rohan, erzählt. Im Anschluss wird im Kapitel „Die Halsbandaffäre“ die gesamte Vorgeschichte chronologisch aufgerollt, bevor das Resümee, und damit die Ereignisse nach der Verhaftung des Kardinals, in „Prozeß und Urteil“ präsentiert werden.

4.2.1 Höhepunkt eines Schauspiels – „Der Blitzschlag ins Rokokotheater“

Das Kapitel „Der Blitzschlag ins Rokokotheater“ stellt die Geschehnisse ab August 1785 dar, als Marie Antoinette und einige Mitglieder ihrer Gesellschaft in Trianon gerade mit Theaterproben für eine Aufführung des „Barbiers von Sevilla“ beschäftigt waren. Diese Komödie von Beaumarchais wird zum Ausgangspunkt für die andere Komödie gemacht, in der Marie Antoinette nicht nur als „muntere[s] Mädchen Rosina“ (MA 175), sondern als sie selbst, als genarrte Königin von Frankreich, eine Rolle spielt. Zweig greift hier das schon von Beginn an in den realen Ereignissen angelegte Motiv des Theaters auf und spinnt es in seiner Darstellung fort.

Nach den Schauspielproben wird eines Tages der Hofjuwelier Böhmer zur Königin vorgelassen, der sie mit einer für sie gänzlich unverständlichen Geschichte konfrontiert: Sie habe auf Vermittlung einer intimen Freundin, einer gewissen Gräfin Valois, den Kardinal Louis von Rohan dazu veranlasst, für sie ein Diamantenhalsband zu kaufen. Da die erste Rate bereits überfällig sei, fordert er sie zur Begleichung ihrer Schulden auf. Marie Antoinette, die über diese Anschuldigung höchst erstaunt und erzürnt ist, klagt sofort den in

ihren Augen einzig Schuldigen, Kardinal Rohan, an. Dieser ist schon bei Maria Theresia, als er noch als Gesandter am Wiener Hof tätig war, aufgrund seiner frivolen Lebensart in einem schlechten Licht gestanden. Ihre Missgunst drückte sie in manchen Briefen an ihre Tochter aus, was Zweig unter Zuhilfenahme zahlreicher kurzer Zitate wieder zu einer Collage der abfälligen (im französischen Original belassenen) Bemerkungen veranlasst, die er in diesem Kontext anführt:

Brief auf Brief geht an Marie Antoinette, alles daranzusetzen, daß dieses „verwerfliche Individuum“, dieser „vilain évêque“, dieser „unverbesserliche Geist“, dieses „volume farci de bien de mauvais propos“, dieses „mauvais sujet“, dieses „vrai panier percé“ aus ihrer Nähe komme – man sieht, zu welchen grimmigen Worten der Zorn die besonnene Frau verleitet. (MA 183)

Dieser Kardinal Rohan ist es jedenfalls, dem Marie Antoinettes ganzer Zorn gilt, und den sie ganz plötzlich, kurz bevor er eine öffentliche Messe in Versailles abhalten soll, am 15. August 1785 verhaften lässt. Diese Szene, der „Blitzschlag“, steht im Zentrum des Kapitels, und wird besonders lebendig und detailreich erzählt. Mit den Worten: „Wenige Stunden später entrollt sich das unerwartete Schauspiel“ (MA 186) leitet Zweig diese Passage von über drei Seiten ein, die eine Schlüsselszene seiner selbstinszenierten Komödie bildet.

Bemerkenswert ist, dass große Teile dieser Szene an einen Text angelehnt sind, den Zweig für seine Recherchen zur Halsbandaffäre offenbar besonders intensiv genutzt hat. Es handelt sich um das Werk *Das Halsband der Königin und der Tod der Königin* des französischen Autors Frantz Funck-Brentano, das 1905 auf Deutsch erschienen ist, und das Zweig auch auf Deutsch vorgelegen sein muss. Die direkten Reden, die in der Szene vorkommen, sind fast wortidentisch von Zweig übernommen worden, wie etwa die folgende Passage zeigt:

„Lieber Vetter – redet ihn der König an – welche Bewandnis hat es mit dem Diamantenhalsband, das Sie im Namen der Königin gekauft haben sollen?“
Rohan ist blaß wie der Tod geworden.
„Sire – ich sehe, ich bin betrogen worden, aber ich selbst habe nicht betrogen.“
„Wenn dem so ist, lieber Vetter, dann seien Sie ohne Sorge, aber erklären Sie –“
(FB 148)

Den Dialog zwischen Ludwig XVI. und Rohan, der hier wiedergegeben wird, findet man in Zweigs Biographie auf der Seite 186, hier heißt es:

Ehe Rohan recht überlegen kann, was man eigentlich von ihm wünsche, beginnt der König gerade und grob: „Lieber Vetter, welche Bewandnis hat es mit dem diamantenen Halsband, das Sie im Namen der Königin gekauft haben?“ –

Rohan wird blaß. Darauf war er nicht gefaßt. „Sire, ich sehe, ich bin betrogen worden, aber ich selber habe nicht betrogen“, stammelt er.
„Wenn sich dies so verhält, lieber Vetter, dann haben Sie keine Sorge. Aber bitte, klären Sie all das auf.“ (MA 186)

Ebenso ist folgender Abschnitt fast ohne Veränderung von Zweig übernommen worden:

In dem offiziellen Bericht an den Polizeidirektor Crosne lesen wir:
„Der König ließ den Kardinal allein in dem Kabinett, um ihn in Ruhe schreiben zu lassen. Einige Zeit darauf brachte der Kardinal dem Könige seine Erklärung, daß eine Frau, namens Valois, ihm eingeredet, daß er das Halsband für die Königin erwerben solle, und daß diese Frau ihn betrogen.“
„Wo ist diese Frau?“ fragte der König.
„Sire, ich weiß es nicht.“
„Haben Sie das Halsband?“
„Es ist in den Händen dieser Frau.“
[...]
Eine stumme Pause, dann fährt der König fort:
„Mein Herr, unter den vorliegenden Verhältnissen kann ich nicht davon absehen, in Ihrem Hause die Siegel anlegen zu lassen und auf Ihre Person Beschlag zu legen. Der Name der Königin ist mir teuer. Er wurde kompromittiert, ich darf mich keiner Versäumnis schuldig machen.“
Rohan bittet inständig, ihm diese Schmach zu ersparen, besonders in dem Augenblicke, wo er in die Kapelle treten und vor dem ganzen Hofe und der von Paris herbeigeeilten Volksmenge den Gottesdienst abhalten soll. (FB 149–150)

Kaum verändert, findet man diese Worte in *Marie Antoinette* auf den Seiten 186 bis 187:

Der Kardinal, allein geblieben, bringt etwa fünfzehn Zeilen zu Papier und überreicht dem wiedereintretenden König seine Erklärung. Eine Frau namens Valois habe ihn bestimmt, dieses Halsband für die Königin zu erwerben. Er sehe jetzt ein, daß er von dieser Person betrogen worden sei.
„Wo ist diese Frau?“ fragte der König.
„Sire, ich weiß es nicht.“
„Haben Sie das Halsband?“
„Es ist in den Händen dieser Frau.“
[...]
Und obwohl der Kardinal jetzt anbietet, das Halsband zu bezahlen, schließt er streng:
„Mein Herr, unter den vorliegenden Verhältnissen kann ich nicht davon absehen [sic!], an Ihrem Haus die Siegel anbringen zu lassen und auf Ihre Person Beschlag zu legen. Der Name der Königin ist mir teuer. Er wurde kompromittiert, ich darf mich keines Versäumnisses schuldig machen.“
Rohan ersucht inständig, ihm solche Schmach zu ersparen, und besonders zu einer Stunde, da er vor das Antlitz Gottes treten und die Pontifikalmesse für den ganzen Hof lesen soll. (MA 186–187)

Wie ersichtlich wird, gibt Funck-Brentano die Quelle für seinen Dialog explizit an: Er sei dem offiziellen Bericht an den Polizeidirektor entnommen. Diese Angabe ist bei Zweig nicht mehr zu finden.

Inhaltlich interessant ist an der Szene, dass Ludwig XVI. ungewöhnlich selbstsicher auftritt, was nicht zur bisherigen Charakterisierung des Königs in der Biographie passt, der immer als sehr träge, entscheidungsschwach und auch wortkarg dargestellt wurde – dies wurde auch anhand mancher Zitate aus seinem Tagebuch eindrücklich gezeigt. Auch, dass er für die Wiederherstellung der Ehre seiner Frau eintritt, die kompromittiert worden sei, passt nicht zu seinem sonstigen Verhalten, da ihn alle übrigen Verleumdungen nach außen hin kalt gelassen haben. Schon dieses unwahrscheinliche Auftreten des Königs, der nirgends sonst in der Biographie so ausführlich zu Wort kommt, lässt vermuten, dass es sich nicht um Zweigs eigene Szenenbeschreibung handelt.

Neben den fast völlig identen längeren Passagen, welche oben angeführt wurden, sind auch einige Details und Einzelzitate von Funck-Brentano übernommen worden, wie etwa, dass Kardinal Rohan „mit der scharlachroten Soutane und dem Chorhemd angetan“ (FB 148) gewesen sei, bis hin zu dem letzten Ausspruch Breteuils: „Verhaften Sie den Herrn Kardinal!“ (FB 151 bzw. MA 188) Interessant ist auch, dass selbst der Titel seines Kapitels von Funck-Brentano inspiriert scheint: In dessen Werk gibt es ein Kapitel mit dem Titel „Der Blitzstrahl“ (FB 129), während Zweig sein Kapitel „Der Blitzschlag ins Rokokotheater“ nennt. Die Gewittermetaphorik zieht sich durch das Kapitel durch: Es „klirren die Fenster“ (MA 188), „irgendein Gewitter hängt in der Luft“ (MA 188), und schließlich heißt es: „der ganze Hof, die ganze Stadt, das ganze Land stehen betäubt unter dieser Nachricht wie vor einem Blitz aus heiterem Himmel“ (MA 189). Diese Beschreibungen reihen sich in die schon an früherer Stelle genannten Naturmetaphern²¹⁵ ein, die Zweig mit Vorliebe verwendet, um die Unentrinnbarkeit des Geschichtsverlaufs zu verdeutlichen.

Stefan Zweig bedient sich also bei der sehr eindringlichen Darstellung der Verhaftungsszene des Kardinals Rohan einer direkten Vorlage, von der er nur geringfügig abweicht. An den übrigen Stellen, die nicht oben zitiert wurden, macht sich der Autor den Text im Sinne des schon beschriebenen Verfahrens des Verdichtens und Kondensierens zunutze. Indem er sich „aller überflüssigen Pausen und Nebengeräusche“²¹⁶ entledigt und sich im „Ballast-über-Bord-werfen“²¹⁷ übt, kürzt er alles, was der Spannung des Textes abträglich ist und schafft eine verdichtete und dramatisierte Version der Vorlage.

Doris Wendt geht in ihrem Aufsatz darauf ein, in welchem Ausmaß Zweig sich die benutzten Quellen zu eigen macht, um Spannung aufzubauen, wobei sie sich ebenso auf die

²¹⁵ Vgl. Kapitel 3.4.

²¹⁶ Zweig: *Die Welt von Gestern*, S. 330.

²¹⁷ Ebd., S. 329.

Aussagen aus der *Welt von Gestern* bezieht. Die Quelle, so Wendt, existiere in den Biographien als Subtext zum Erzähltext, auch wenn sie nicht mehr direkt erkennbar sei.²¹⁸ So dürfte es hier der Fall gewesen sein, dass Zweig die Quelle – im Fall der Halsbandaffäre allerdings selbst eine Sekundärquelle – als direkte Vorlage verwendete, die jedoch durch den Prozess der Kondensierung im Text nicht mehr als solche erkennbar ist.

Auch wenn sie nicht aus seiner eigenen Feder stammen, tragen die wiedergegebenen Dialoge zu einer sehr lebendigen Darstellung der Szene bei, die Zweig zum Herzstück seines selbst konstruierten Schauspiels innerhalb der Geschichte macht. Nach der Verhaftungsszene wird erzählt, wie Marie Antoinette möglichst rasch wieder zu dem eigentlich Wichtigen für sie übergehen wollte, nämlich zur Aufführung des „Barbiers von Sevilla“, in dem sie eine tragende Rolle spielen sollte. Dabei übersah sie vollkommen die unterschwellige Botschaft dieses Stückes, in dem von der Macht der Verleumdung die Rede ist, und das ihre eigene königliche Machtposition in Frage stellte. Zweig schließt das Kapitel mit der Bemerkung: „Die Rokoko-Komödie, sie ist mit dieser letzten Vorstellung am 19. August 1785 endgültig zu Ende: incipit tragoedia“ (MA 190), womit er seinem „Schauspiel“ einen neuen Charakter, den einer Tragödie, verleiht. Alles was bis zu diesem Zeitpunkt geschehen ist, entspricht in seiner Struktur also einer Komödie, während die Ereignisse nach der Verhaftung des Kardinals einer Tragödienhandlung gleichkommen – mit der tragischen Heldin Marie Antoinette, die, wie es einer echten Tragödie entspricht, am Ende zu Fall kommen muss.

An zwei Stellen, nämlich vor und nach der Verhaftungsszene, sind auch Briefzitate aus einem Brief Marie Antoinettes an ihren Bruder Joseph II. eingefügt. Wieder wird hier der Eindruck erweckt, sie stammten aus zwei verschiedenen Briefen, während sie beide aber einem Brief vom 19. September 1785 entnommen sind. Die Verhaftung des Kardinals lag zu diesem Zeitpunkt schon einen Monat zurück. Das erste Zitat befindet sich in der Biographie aber noch vor der Verhaftungsszene, wo Marie Antoinette „im ersten hellen Zorn an ihren Bruder [schreibt]“ (MA 184). Und nach jener Szene heißt es:

Aber bald bricht der alte Leichtsinn durch. „Was mich betrifft“, schreibt sie in törichter Selbsttäuschung ihrem Bruder Joseph, „so bin ich entzückt, daß wir nichts von dieser widerlichen Affäre mehr hören werden.“ Man schreibt ja August, und der Prozeß vor dem Parlament wird bestenfalls erst im Dezember stattfinden, vielleicht sogar erst im nächsten Jahr – wozu sich jetzt weiter mit solchem Ballast den Kopf beschweren? Mögen die Leute schwätzen oder murren, was liegt daran! (MA 189)

²¹⁸ Vgl. Wendt: Stefan Zweigs *Marie Antoinette*, S. 133.

Richtigzustellen wäre zunächst, dass zur Abfassungszeit des Briefes nicht August, sondern September war. Abgesehen davon wird im Vergleich zum Originalbrief auch suggeriert, Marie Antoinette sei froh, bis auf weiteres von dieser Affäre nichts mehr zu hören. Sie schreibt aber tatsächlich: „Pour moi, je suis charmée que nous n’ayons plus à entendre parler de cette horreur qui ne peut être jugée avant le mois de décembre“²¹⁹ (Marie Antoinette an Joseph II. am 19.9.1785), womit sie also selbst anspricht, bis Dezember davon nichts hören zu wollen. Bei Zweig hingegen könnte man die Stelle auch so interpretieren, als wüsste sie selbst nicht genau, wann der Prozess stattfindet, das Wichtigste sei nur, dass man von nun an gar nicht mehr daran denke.

4.2.2 Die Chronologie der Komödie

Wie eingangs beschrieben, bildet das Kapitel „Die Halsbandaffäre“ den zweiten von drei Abschnitten in der Biographie, die sich der Halsbandaffäre widmen, wobei hier der Fall chronologisch aufgerollt wird. Strukturell ist das Kapitel also noch der „Komödienhandlung“ zuzurechnen, was der Autor auch gleich zu Beginn des Kapitels aufgreift. Er stellt nacheinander die Hauptfiguren dieser Komödie vor und beginnt dabei mit der Gräfin Valois de la Motte, denn: „Im Mittelpunkt einer echten und rechten Komödie steht immer eine Frau.“ (MA 191)

Sie ist die „diebische Elster“ (MA 191), die sich zunächst durch Betteln durchs Leben schlägt, bevor sie von einer Verwandten, die sie von ihrer adeligen Herkunft überzeugt, aufgenommen wird. Durch List und Hochstapelei gelangt sie schließlich zu großem Reichtum – nicht zuletzt durch den Verkauf des berühmten Diamanthalsbandes, das der Kardinal vermeintlich für Marie Antoinette gekauft hatte. Ihr Ehemann, Graf de la Motte genannt, war früher Gendarmerieoffizier. Er ist der „mit allen Salben der Scharlatanerie geschmiert[e] Fuchs“ (MA 191), während es sich beim „plump gutgläubig[en] Bär[en]“ (MA 191) um den betrogenen Kardinal Rohan handelt. Schon strukturell lehnt sich Zweig bei der Beschreibung der Figuren der Komödie an die Darstellungsweise von Funck-Brentano an, der in seinem Buch die Protagonist/innen der Affäre nacheinander in Kapiteln vorstellt, um dann die Ereignisse nachzuerzählen. In seinem ersten Kapitel zu den von ihm verwendeten Quellen²²⁰ bemerkt Funck-Brentano, durch die zahlreichen Dokumente sei es

²¹⁹ Arneth: *Marie Antoinette, Joseph II. und Leopold II.*, S. 95–96.

²²⁰ Im Gegensatz zu Zweig gibt Funck-Brentano seine Quellen an, darunter: „Prozeßakten, die Protokolle der Zeugenaussagen, der Konfrontationen, die Plaidoyers, die Akten der Advokaten; ferner die Briefe und Korrespondenzen der Hauptbeteiligten: die mit sympathetischer Tinte geschriebenen und heimlich beförderten

möglich, „die Charaktere der einzelnen Persönlichkeiten in klaren Umrissen [zu] entwerfen. In greifbarer Deutlichkeit tritt ihr Bild hervor.“ (FB 7)

Aber auch inhaltlich sind in diesem Kapitel wieder zahlreiche Ähnlichkeiten zu Funck-Brentanos Text zu verzeichnen, von denen nur einige Beispiele genannt seien: Zweig erzählt zunächst die Geschichte der Gräfin Valois de la Motte und geht dann näher auf die Figur des Kardinals ein. Im Detail wird dann die „sogenannte Boskettszene“ (FB 105) dargestellt, in welcher ein als Marie Antoinette verkleidetes Mädchen, die Baronin von Oliva genannt wird, sich nachts heimlich mit dem Kardinal treffen soll, um ihm ihr Vertrauen zu bezeugen. Die Szene wird – ebenso wie die der Verhaftung – detailliert und zeitdeckend erzählt. Zwar übernimmt der Autor dabei keine ganzen Absätze wörtlich, aber deutlich erkennbar wird auch hier der Prozess des Verdichtens und Kondensierens, indem die Quelle als Subtext zum Erzählten deutlich erkennbar bleibt. So ist das junge Double bei Zweig in eine „weißgetupfte Musselinrobe“ (MA 198) gehüllt, während sie bei Funck-Brentano ein „weißes, getupftes Musselinkleid“ (FB 103) trägt. Hier wie dort „küßt“ der Kardinal „den Saum ihres Gewandes“ (MA 199 bzw. FB 105) und die „falsche“ Marie Antoinette sagt: „Sie dürfen hoffen, daß die Vergangenheit vergessen wird“ (FB 105) bzw. „Sie dürfen hoffen, daß alles Vergangene vergessen ist“ (MA 199). Später im Text, als die Juweliere der Gräfin den „köstlichen Schrein“ (MA 202) bzw. den „kostbaren Schrein“ (FB 117) aushändigen, ist in beiden Texten der Ausruf „Welch ein Anblick!“ (MA 202 bzw. FB 117) zu lesen.

Interessant ist auch die Beschreibung der Ausstattung des zu neuem Reichtum gekommenen Ehepaars de la Motte, die sich in sehr vielen Details mit Funck-Brentanos Text deckt. Das Kapitel, in der diese Beschreibung bei Funck-Brentano vorkommt, heißt „Ein Nachtrag zu ‚Tausendundeine Nacht‘“, was Zweig wohl zu dem Satz „Bar-sur-Aube erlebt ein unvergeßliches Fest aus Tausendundeiner Nacht“ (MA 205) angeregt hat. In beiden Texten findet man wörtlich „ein Bett aus scharlachrotem Samt“ (MA 204 bzw. FB 127) und einen „Neger, vom Scheitel bis zur Sohle in Silber galoniert“ (MA 204) bzw. „[...] mit Silber bedeckt“ (FB 127). Ebenso gibt es die „englische, perlgrau lackierte [FB: bemalte] Berline, mit weißem Tuch ausgeschlagen“ (MA 205 bzw. FB 127), die das Wappen der Valois trägt,

Billete des Kardinals von Rohan, der in der Bastille sitzt, an seinen Verteidiger [...]; diejenigen der Frau de la Motte, [...] die von den Angeklagten sei es während des Prozesses oder nach demselben verfaßten Memoiren, worin jeder ausführlich und nach seiner Art erzählt, was er gesehen und was er weiß; die amtlichen Notizen und Schriftstücke, welche sich auf die Gefangenschaft der in der Bastille Untergebrachten beziehen; dann die Polizeiberichte, die Inventare und Protokolle der Gerichtsvollzieher [...] Endlich die zahlreichen Berichte von Zeitgenossen, [...] so die Mitteilungen Beugnots, der Madame Campan, der Frau von Oberkirch, Frau von Labran, des Abbé Georgei, Besenval, des Herzogs von Lévis, des Marquis von Ferrières, Manuels und Charpentiers, [...] (FB 2–3).

das in beiden Texten ebenso gleich beschriftet ist. Wo Funck-Brentano alle achtzehn prachtvollen neuen Anzüge der Garderobe von la Motte auflistet und beschreibt, fasst Zweig dies zusammen, und verweist auf den – nicht näher bezeichneten – späteren Gerichtsakt, in dem man dies nachlesen könne (vgl. MA 205). Funck-Brentano hingegen gibt die Quelle für diese Aufzählungen genau an: Es handelt sich um eine Inventarliste der von Graf und Gräfin de la Motte in ihrem Haus zurückgelassenen Gegenstände, die sich im französischen Staatsarchiv befinde (vgl. FB 128).

An einer weiteren Stelle wird unweigerlich deutlich, dass Zweig die deutsche Version von Funck-Brentanos Werk vorgelegen sein muss, nämlich am Brief der Hofjuweliere an die Königin, in welchem sie sich mit einem Preisnachlass für das Halsband einverstanden zeigen. Der Brief wird wörtlich, mit nur geringfügigen Änderungen, die einzelne Zeichen betreffen, zitiert:²²¹

„Majestät, wir sind aufs höchste [FB: Höchste] beglückt, annehmen zu dürfen, daß die letzten Zahlungsbedingungen, die uns vorgeschlagen wurden und denen [FB: welchen] wir uns mit aller Beflissenheit und Ehrerbietung unterwerfen, als neuer Beweis unserer Ergebenheit und unseres Gehorsams den Befehlen Eurer Majestät gegenüber angesehen werden. Es [FB: und es] gereicht uns zur wahren Genugtuung, zu denken, daß der schönste Diamantschmuck, der existiert, der erhabensten und besten der Königinnen zu Diensten sein darf [FB: seine Dienste weihen darf].“ (MA 207)

Im Unterschied zu den Zitaten aus dem Briefwechsel Maria Theresias und Marie Antoinettes kann hier also davon ausgegangen werden, dass Zweig keine eigene Übersetzung aus dem Französischen angefertigt hat, sondern diese von Funck-Brentano direkt übernommen hat. Im Fall des angeführten Briefes kommt jedoch noch hinzu, dass dieser laut Funck-Brentano nicht erhalten ist, da er von Marie Antoinette selbst vernichtet wurde. Dies schreibt Zweig auch in der Biographie selbst: Sie „wirft das Billett“, wie so viele an sie gerichtete Briefe, „sofort ins Feuer“ (MA 207). Dessen Inhalt ist somit lediglich durch die Memoiren der Kammerfrau Marie Antoinettes, Madame Campan, überliefert, die Funck-Brentano an dieser Stelle zu Wort kommen lässt. Deren Erinnerungen zieht Zweig jedoch seiner eigenen Nachbemerkung zufolge generell in Zweifel, und er gibt an, sie in der Biographie daher nicht berücksichtigt zu haben (vgl. MA 515). Die Aussage steht somit im Widerspruch zu der Tatsache, dass er indirekt doch darauf zurückgreift, ohne dies transparent zu machen.

²²¹ In eckigen Klammern wird die jeweilige Abweichung vom Original bei Funck-Brentano angegeben.

4.2.3 „Prozeß und Urteil“ – Die Tragödie beginnt

In diesem letzten Kapitel, das sich mit der Halsbandaffäre beschäftigt, geht es um den Ausgang des Gerichtsprozesses und die Folgen, die sich daraus für Marie Antoinette ergaben. Während die Betrügerin la Motte verurteilt wurde, wurde Kardinal Rohan nach sechzehnständiger Beratungszeit schließlich freigesprochen, was einen Begeisterungsturm in der Öffentlichkeit hervorrief. Das Ansehen der Königin wurde dadurch schwer beschädigt, da das Verhalten des Kardinals, ihr das heimliche Anschaffen des Halsbandes zu unterstellen, nachträglich legitimiert wurde.

Zweig baut in diesem Kapitel wieder viele Informationen ein, die offensichtlich aus Funck-Brentanos Werk stammen, wobei wieder von einer Verdichtung und Kondensierung gesprochen werden kann. So gibt er beispielsweise den Ausruf eines der „Frondeure“ im Parlament wieder („Welch ein großes und vielverheißendes Ereignis! [...]“, MA 213), was mit nur wenigen Abweichungen bei Funck-Brentano gefunden werden kann (vgl. FB 153). Ebenso verhält es sich mit der ersten Strophe eines Spottliedes („Si cet arrêt du cardinal [...]“, MA 216–217), das bei Funck-Brentano inklusive der zweiten Strophe abgedruckt ist (vgl. FB 204).

Interessant ist, dass in Funck-Brentanos Werk nicht nur die Halsbandaffäre behandelt wird, sondern auch der Tod der Königin. Dieser Abschnitt, der das letzte Drittel des Buches beansprucht, trägt den Untertitel „Die Folgen der Halsbandaffäre“. Die Verurteilung der Königin zum Tod auf dem Schafott wird hier in direkten Zusammenhang mit dem Ausgang des Halsbandprozesses gebracht – eine Argumentation, die neben den meisten vorherigen Biographen wie z. B. Edmond und Jules de Goncourt²²² auch Zweig vertritt.

Dementsprechend ist das Kapitel „Prozeß und Urteil“ innerhalb der Struktur der Biographie schon der Tragödienhandlung zuzurechnen. Für Marie Antoinette ist der Ausgang des Halsbandprozesses fatal. Ab diesem Zeitpunkt beschleunigt sich die Stimmungsmache gegen sie in der Bevölkerung, und die Revolution nimmt ihren unaufhaltsamen Lauf.

²²² Goncourt, Edmond / Goncourt, Jules de: *Geschichte der Marie Antoinette*. Wien: Markgraf 1865.

4.3 Darstellung der Beziehung zwischen Marie Antoinette und Graf von Fersen

Die zweite bedeutende These der Biographie, neben derjenigen vom mittelmäßigen Charakter Marie Antoinettes, besagt, dass Graf Hans Axel von Fersen unbezweifelbar Marie Antoinettes Geliebter gewesen ist. Die Beziehung Marie Antoinettes zum schwedischen Grafen wird erst ab etwa der Mitte des Werks, vor allem in den beiden Kapiteln „Der Freund erscheint“ und „War er es, war er es nicht? (Eine Zwischenfrage)“ thematisiert. Auch in späteren Kapiteln werden jedoch immer wieder Zitate aus der Korrespondenz der beiden, aus den Briefen Fersens an seine Schwester sowie aus seinen Tagebüchern eingeflochten. Die folgende Analyse gibt zunächst einen Überblick über die Quellenlage, bevor der Umgang Zweigs mit seiner Vorlage, dem Werk von Alma Söderhjelm, umfassend dargestellt wird.

4.3.1 Zur *Quellensituation*

Zum Zeitpunkt von Zweigs Recherchen lagen zwei Publikationen der Dokumente und Briefe aus dem Nachlass Fersens vor, auf die er sich in der Biographie bezieht: Ein Großneffe Fersens, der Baron Klinckowström, veröffentlichte 1877/78 Teile des umfangreichen Nachlasses, darunter die Korrespondenz Fersens und Auszüge aus dessen Tagebuch.²²³ Stefan Zweig, der die Publikationsgeschichte der Dokumente im Kapitel „War er es, war er es nicht?“ rekapituliert (vgl. MA 267–270), merkt jedoch an, dass dieser Nachfahre offenbar, um die intime Beziehung seines Verwandten mit der Königin von Frankreich geheim zu halten, viele Originalbriefe vernichtet bzw. eindeutige Stellen in den Briefen und Tagebüchern unleserlich gemacht habe. Es sei der schwedischen Forscherin Alma Söderhjelm zu verdanken, dass einige dieser Stellen durch neue technische Verfahren leserlich gemacht, sowie einige wenige unveröffentlichte Briefe aufgespürt und zugänglich gemacht werden konnten (vgl. MA 269 bzw. 516). Das Werk von Söderhjelm zählt Zweig in der Nachbemerkung zum „neue[n] und wesentliche[n] Material“ (MA 516) hinzu, auf das er sich stützt.

Die finnische Historikerin und Schriftstellerin Alma Söderhjelm gab mit dem 1930 auf Französisch erschienenen Werk *Fersen et Marie-Antoinette* die erste wissenschaftliche Studie über die Aufenthalte Fersens in Frankreich und seine Beziehung zu Marie Antoinette

²²³ Vgl. Klinckowström, Rudolf Maurits (Hg.): *Le Comte de Fersen et la Cour de France. Extraits de papiers du Jean Axel de Fersen*. Publiés par son petit-neveu le Baron R. M. de Klinckowström. 2 Bde. Paris: Firmin-Didot 1877/78.

heraus. Der Analyse liegen verschiedene Dokumente zugrunde, von denen die meisten durch die Öffnung der Familienarchive Piper und Klinckowström, der Nachfahren Fersens, zugänglich wurden: Neben den überlieferten Tagebüchern (jenen, die nicht schon von Fersen selbst vernichtet wurden), seinem Postein- und -ausgangsbuch (*livre de correspondance*), dem Ausgabenbuch (*livre de dépenses*), der Korrespondenz mit seiner Schwester Sophie Piper, seinem Vater sowie dem schwedischen König Gustav III., zählen auch die vorhandenen Briefe zwischen Marie Antoinette und Fersen dazu. Diese sind in der Version von Klinckowström abgedruckt, da die Originale, wie erwähnt, vermutlich von diesem verbrannt wurden und damit nicht mehr vorhanden sind (vgl. SÖ 7–9).

Vergleicht man nun die entsprechenden Kapitel in *Marie Antoinette* mit Söderhjelm's Buch, fallen nicht nur inhaltlich, sondern auch strukturell zahlreiche Parallelen auf, die im Folgenden herausgearbeitet werden.

4.3.2 Ein historisches Liebesdrama in fünf Akten

Stefan Zweig baut seine Darstellung der Beziehung Marie Antoinettes zu Graf Fersen wiederum wie eine Tragödie auf: Die ersten drei „Akte“, die den Abschnitten entsprechen, die Fersen am Hof von Versailles verbrachte, behandelt er in dem Kapitel „Der Freund erscheint“. Zu Beginn ist das „große historische Liebesdrama“ noch „ganz und gar im Rokokostil der Zeit“ (MA 252) gehalten. Der „erste Akt“, als sich die junge Thronfolgerin und der Graf bei einem Maskenball zufällig begegneten, ist „nicht mehr als eine galante Einleitung, ein Vorspiel des eigentlichen Spieles“ (MA 255).

Für den „zweiten Akt“, als Fersen vier Jahre später an den Versailler Hof zurückkehrte, stützt sich Zweig auf Anekdoten, die er den Dokumenten aus Söderhjelm's Darstellung entnimmt. So rief Marie Antoinette bei der Wiederkehr des Grafen: „Ah, c'est une vieille connaissance“, „Ah, wir kennen einander doch schon lange.“ (MA 255). Söderhjelm gibt hier ein Zitat aus dem Brief Fersens an seinen Vater vom 26. August 1778 wieder:

« ... c'est mardi passé, lors que je fus à Versailles pour etre présenté à la famille Royale. La Reine qui est charmante, dit, en me voyant : Ah, c'est une ancienne connoissance ! – Le reste de la famille ne me dit pas le mot. » (SÖ 57)

Am 8. September desselben Jahres berichtet er weiter seinem Vater:

« La Reine, qui est la plus jolie et la plus aimable princesse que je connoisse, a eu la bonté de s'informer souvent de moi ; elle a demandé à Creutz pourquoi je ne venois pas

à son jeu les dimanches, et ayant appris que j’y étois venu un jour, qu’il n’en avoit pas, elle m’en fait une espece d’excuse. Sa grossesse avance et elle est très-visible ». (SÖ 58)

Bis auf den letzten Satz, der die fortschreitende und zunehmend sichtbar werdende Schwangerschaft der Königin betrifft, gibt Zweig diesen Ausschnitt weitgehend getreu übersetzt wieder (vgl. MA 255). Auch die Information, dass Marie Antoinette Fersen jedes Mal ansprach, wenn er an ihrer Spielgesellschaft teilnahm, findet sich in einem Brief an dessen Vater vom 19. November 1778: „[...] Je vas souvent lui fair ma cour au jeu, elle me parle toujours. [...]“ (SÖ 61). Ebenso berichtet er ihm, dass die Königin ihn gebeten habe, seine schwedische Uniform anzuziehen und ihr vorzuführen (vgl. SÖ 61), was Zweig mit dem Einschub „Laune einer Verliebten!“ (MA 256) kommentiert.

Der zweite Akt der Tragödie wird schon durch einen schmerzhaften Abschied des Grafen beendet: Die Königin hatte ihm ihre Zuneigung bei Hofe allzu auffällig gezeigt, weswegen er sich zu einem Aufbruch nach Amerika entschloss. „Über diesen Abschied der Liebenden“, heißt es in der Biographie, „besitzen wir ein unanzweifelbares Dokument, jenes offizielle Schreiben des schwedischen Gesandten an König Gustav, das die leidenschaftliche Neigung der Königin zu Fersen historisch bezeugt“ (MA 258). Den Brief des Gesandten Creutz an Gustav III. vom 10. April 1779 übersetzt Zweig sehr getreu ohne Auslassungen nach der Ausgabe von Söderhjelm (vgl. SÖ 69).

Erst in den nächsten Abschnitt fällt der Beginn der intensiven Liebesbeziehung der beiden. Hier gibt Zweig Stellen aus den Briefen Fersens an seine Schwester Sophie Piper wieder, die über seine Liebesbeziehung zur Königin Bescheid wusste, und stellt sie wieder in den Kontext seiner Tragödie:

„Sie ist sehr unglücklich“, schreibt er seiner Schwester, „und ihr Mut, der über alles bewundernswert ist, macht sie noch anziehender. Meine einzige Kränkung ist, sie nicht ganz für alle ihre Leiden zu entschädigen und sie nicht so glücklich machen zu können, wie sie es verdiente.“ Je unglücklicher sie wird, je verlassener, verstörter, um so mächtiger wächst sein männlicher Wille, durch Liebe ihr alles zu entgelten, „elle pleure souvent avec moi, jugez, si je dois l’aimer“. Und je näher die Katastrophe rückt, um so stürmischer, tragischer drängen die beiden zusammen, sie, um noch einmal für unermesslich viel Enttäuschung ein letztes Glück bei ihm zu finden, er, um durch seine ritterliche Liebe, durch seine restlose Aufopferung ihr ein verlorenes Königtum zu ersetzen. (MA 261)

Das erste direkte Zitat entstammt einem Brief Fersens an Sophie Piper vom 28. Juni 1790, wobei Zweig einen Halbsatz weglässt, ohne dies zu kennzeichnen:

[...] Elle est aussi bien malheureuse pauvre femme son courage est au dessus de tout et la rend encore plus interessante, elle est bien sensible a tout ce que vous dites pour elle, jamais on ne l'a mieux merit  et jamais on n'a été plus parfaite. Mon seul chagrin est de ne pouvoir la consoler entierement de tous ses malheurs et de ne pas la rendre aussi heureuse quelle merite de l'etre. [...] (S  154)

Das zweite Zitat in derselben Passage, das Zweig im Original belässt, stammt jedoch aus einem viel späteren Brief, nämlich vom 17. Jänner 1791, wenn Fersen seiner Schwester die Größe seiner Geliebten ausrichtet: „... Adieu adieu elle vous dit mille choses et partage bien tendrement vos peines, elle en pleure souvent avec moi, jug s si je dois l'aimer.“ (S  161) Abgesehen von einer orthographischen Bereinigung hat Zweig hier wieder ein kleines Wörtchen weggelassen („en“), das sich nur aus dem Zusammenhang erklärt, dass Sophie Piper krank war, und sich die Tränen Marie Antoinettes in diesem Fall nicht auf ihre eigene schwierige Lage, sondern auf den Gesundheitszustand der Schwester ihres Geliebten bezogen. Fersen war von der Mitleidsbezeugung der Königin so gerührt, dass er seine Schwester auffordert, darüber zu urteilen, ob seine Liebe nicht berechtigt sei. Von diesem ursprünglichen Kontext ist in der Biographie allerdings nichts mehr zu finden.

Stefan Zweigs Tragödie der beiden Liebenden ist in den äußeren Zeitverlauf der Geschichte eingebettet, in der die Revolution unaufhaltsam voranschreitet. Am Ende des Kapitels „Der Freund erscheint“ gibt er einen Ausblick auf deren Fortgang:

[...] der dritte Akt geht aus der Rokokoz rtlichkeit in den großen Stil der Revolutionstrag die über. Erst der letzte, vom Schauer des Bluts und der Gewalt mächtig emporgestufte, wird das Krescendo bringen, Verzweiflung des Abschieds, Ekstase des Untergangs. (MA 262)

Vergleicht man den trag dienhaften Aufbau der Darstellung mit der Vorlage *Fersen et Marie-Antoinette*, fallen deutliche Strukturähnlichkeiten auf. Die ersten drei Kapitel bei Söderhjelm umfassen die gleichen Zeitabschnitte wie Zweigs erste drei „Akte“ seiner Tragödie. Wie Söderhjelm im ersten Kapitel mit dem Titel „L'éducation du fils d'un grand seigneur su dois“, beginnt auch Zweig seine Darstellung mit einer Beschreibung der Herkunft, der Ausbildung und der äußeren Erscheinung des Grafen. Die Kapitel zwei („Le favori de Versailles“) und drei („L'Officier su dois au service de la France“) beschreiben jeweils die Aufenthalte Fersens bei Hof, die durch seine Abreise nach Amerika unterbrochen wurden. Zweig bedient sich hier, wie gezeigt werden konnte, relativ frei zahlreicher Informationen aus den abgedruckten Briefen.

Das sechste Kapitel bei Söderhjelm trägt den Titel „La catastrophe“ – eine weitere Anspielung auf die Trag dienform, auf die sich Zweig in seinem Aufbau stark anlehnt. Das

achte und letzte Kapitel heißt „Fersen était-il l'amant de Marie-Antoinette?“, was sich direkt in Zweigs Bezeichnung des Kapitels „War er es, war er es nicht?“ widerspiegelt. Auch inhaltlich sind eindeutige Parallelen erkennbar: Es steht die Frage im Mittelpunkt, ob Fersen und Marie Antoinette tatsächlich eine sexuelle Beziehung hatten, was auch Zweig in dem Kapitel eingehend erörtert. Es lohnt sich daher ein genauerer Blick auf Struktur und Inhalt dieser beiden Kapitel.

4.3.3 „War er es, war er es nicht?“

Stefan Zweigs Interesse bei der titelgebenden Frage liegt, ähnlich wie bei dem Thema der jahrelangen Kinderlosigkeit des Königspaares, in den intimen Zusammenhängen, die er psychologisch erklären will. Die Frage, ob Marie Antoinette und Fersen nicht nur auf platonischer Ebene Geliebte waren, sei nämlich nicht irrelevant, sondern „entscheidend für das seelische Bildnis einer Frau“ (MA 265):

Denn man kennt einen Menschen nicht, solange man nicht sein letztes Geheimnis weiß, und am wenigsten den Charakter einer Frau, solange man nicht die Wesensform ihrer Liebe verstanden hat. (MA 264)

Aus diesem Grund werde er, ganz die Perspektive eines objektiven Analytikers einnehmend, die „Situation und die Dokumente“ (MA 265) überprüfen und offenlegen. Dass er jedoch keine Einsicht in die Originaldokumente hatte und nicht ganz so selbständig vorgegangen ist, wie es seine Ankündigung suggeriert, zeigt der folgende Vergleich.

Auf die Frage, warum und von wem viele Stellen in den Briefen Fersens unkenntlich gemacht wurden, antwortete der erste Herausgeber der Korrespondenz Klinckowström, dass diese wahrscheinlich von Fersen selbst getilgt worden seien, und dass es sich dabei um politische Bemerkungen handle, die er vor König Gustav III., dem er alle seine Briefe zeigte, geheim halten wollte. Dass dies unglaublich ist, zeigt sich, wenn man untersucht, welche Passagen durch Punkte ersetzt wurden: hauptsächlich jene am Ende der Briefe, wo man üblicherweise die Abschiedsformeln findet. Ebenso wurden, wie Zweig durch Beispiele veranschaulicht, manche Stellen getilgt, an denen man aufgrund des Kontextes alles, nur keine politischen Bemerkungen vermuten kann. Diese Beispiele, ebenso wie die Argumentation selbst, übernimmt Zweig gänzlich aus Söderhjells Darstellung. Auch sie stellte schon die Frage: „[P]ourquoi Fersen et Marie-Antoinette auraient-ils placé leurs communications politiques les plus secrètes à la fin des lettres, là où l'on trouve

habituellement les phrases d'adieu ?“ (SÖ 379) Sie kommt zu dem Schluss, dass es sich bei den unterdrückten Stellen jedenfalls um private Informationen handeln müsse, die jemand für zu heikel befunden hat, als dass sie der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden könnten (vgl. SÖ 379).

Einen zweiten dokumentarischen Beweis sieht Zweig in dem einzigen Brief Marie Antoinettes an Fersen, der die nachträgliche Zensur des Barons Klinckowström unbeschadet überstanden hat, da er offenbar von diesem übersehen worden war. Alma Söderhjelm machte ihn in Abschrift Fersens in seinem *livre de correspondance* ausfindig, wo er, ebenso wie die anderen Briefe Marie Antoinettes, unter dem Decknamen „Joséphine“ eingetragen war. Dieser Brief vom 4. Juli 1791 lautet im Original folgendermaßen:

« je peux vous dire que je vous aime et n'ai même le temps que de cela. Je me porte bien. Ne soyez pas inquiet de moi. Je voudrais bien vous savoir de même. Écrivez moi par un chiffre par la poste : l'adresse à M. de Browne... une double enveloppe à M. de Gougens. Faites mettre les adresses par votre valet de chambre. Mandez-moi à qui je dois adresser celles que je pourrais vous écrire car je ne peux plus vivre sans cela. Adieu le plus aimé et le plus aimant des hommes. Je vous embrasse de tout cœur » (SÖ 204)

Den vorletzten Satz zitiert Zweig im Original, um zu zeigen, dass „[...] eine Königin, die einen Mann so mutig und über alle Konventionen erhaben anspricht, ihm den letzten Beweis der Zärtlichkeit längst gegeben hat“ (MA 270). Den Rest des Briefes gibt er an anderer Stelle in freier Übersetzung wieder, wenn er die Rückfahrt der Königsfamilie aus dem Fluchtort Varennes beschreibt. Er nennt ihn da „den glühendsten, zärtlichsten Brief, der Nachricht, Beruhigung, Liebe fordert“ (MA 356). Der Brief lasse erahnen, was in der übrigen Korrespondenz zensuriert oder vernichtet worden sei, weshalb er für Zweig eine „erotische Stimmgabel aller anderen Briefe“ (MA 269) darstellt.

Ein weiteres Argument, das Söderhjelm anführt, bezieht sich auf eine Episode nach dem Tod Marie Antoinettes. Auf einem Kongress beschuldigte Napoleon Bonaparte Fersen, mit der Königin von Frankreich geschlafen zu haben, weswegen er nicht mit ihm zu verhandeln bereit sei. Auf diese öffentliche Anschuldigung reagierte Fersen mit Schweigen. Dass er davon Abstand nahm, die Behauptung zu entkräften und das Ansehen Marie Antoinettes zu verteidigen, sieht Söderhjelm als Beweis für den Wahrheitsgehalt der Aussage (vgl. SÖ 388–389). Stefan Zweig führt dieses Argument ebenfalls ins Treffen und resümiert: „Abermals sagt ein Schweigen mehr als alle Worte.“ (MA 271)

Neben diesen dokumentarischen Beweisen beruft sich Söderhjelm aber auch auf psychologische Wahrscheinlichkeiten. Da es nicht möglich sei, die Eingangsfrage mithilfe

der zur Verfügung stehenden Quellen eindeutig und letztgültig zu beantworten, müsse man psychologische Indizien heranziehen (vgl. SÖ 386):

Si on veut tacher de prouver que Fersen a été l'amant de la Reine, il faut procéder tout autrement. Empruntons tout d'abord la méthode psychologique : écoutons d'une oreille attentive Fersen parler de Marie-Antoinette, soit dans les lettres à Sophie, soit dans son *Journal*, lorsqu'il écrit des notes brèves et rares sur ses sentiments pour elle et surtout sur ceux de Marie-Antoinette pour lui. En lisant ces notes, ces passages, cette pensée frappe tout naturellement le lecteur : Fersen était l'amant de Marie-Antoinette. Il n'aurait pu parler d'une manière si simple, si franche, si naturelle, si elle n'avait pas été *sa* femme, sa maîtresse. (SÖ 388)

Für Söderhjelm steht also aufgrund des natürlichen ungezwungenen Tons in Fersens Briefen an die Schwester und im Tagebuch fest, dass er Marie Antoinettes Geliebter war. Der psychologische Blick auf seine Texte lasse nur diesen einen Schluss zu.

Wieder ist die Parallele dazu bei Zweig unverkennbar. Allen den genannten Belegen und Argumenten fügt er am Ende seiner Ausführungen die Frage nach der psychologischen Wahrscheinlichkeit einer sexuellen Liebesbeziehung hinzu („[W]elches Verhalten, das frei hingebungsvolle oder das ängstlich sich versagende, entsprach logisch und charakterologisch dem Charakter der Königin?“, MA 272) und kommt zu demselben Schluss wie seine Vordenkerin:

Jedem aber, der einen Charakter nur als Einheit zu begreifen vermag, ist es völlig unbezweifelbar, daß Marie Antoinette wie mit ihrer ganzen enttäuschten Seele auch mit ihrem lange mißbrauchten und enttäuschten Leib die Geliebte Hans Axel von Fersens gewesen ist. (MA 273)

Auch in der Bewertung dieser Tatsache folgt Zweig der Auffassung Söderhjelm, die an den Schluss ihrer Ausführungen den folgenden Satz stellt: „Leurs relations resteront devant l'Histoire pleines de dignité et au-dessus des calomnies.“ (SÖ 390) Damit, dass die beiden Liebenden vor der Geschichte nicht Vertuschung und Verleumdung, sondern Würde und Achtung verdienten, stimmt Zweigs Darstellung vollkommen überein. Er schreibt am Ende des Kapitels: „Denn nie ist eine Frau ehrlicher und edler, als wenn sie ganz frei ihren untrüglichen, jahrelang geprüften Gefühlen folgt, nie eine Königin königlicher, als wenn sie am menschlichsten handelt.“ (MA 274)

Zusammenfassend ist festzuhalten, dass sich Zweig im Kapitel „War er es, war er es nicht?“ strukturell wie inhaltlich stark an seine Vorlage anlehnt und die meisten Argumente und Belege von Alma Söderhjelm übernimmt, ohne dies zu kennzeichnen. Das Kapitel ist eine Zusammenfassung und Kondensation der Argumentation von Söderhjelm

abschließendem Kapitel „Fersen était-il l’amant de Marie-Antoinette?“. Er erwähnt seine Vordenkerin zwar einmal als „ausgezeichnete Forscherin“ (MA 269), verschweigt aber, dass seine Hauptthesen alle ihrem Werk entnommen sind. Schon Söderhjelm vertrat einen psychologischen Ansatz und erhob mit ihrer Analyse wissenschaftlichen Anspruch. Während ihre Studie außerhalb des Fachgebiets aber kaum bekannt gewesen sein dürfte, hatte Zweigs psychologisch-intime Betrachtung des Lebenslaufs Marie Antoinettes nicht nur enormen Erfolg bei den Leser/innen, sondern auch nachhaltigen Einfluss auf die Historiographie der Königin.

4.3.4 Zitate in den übrigen Kapiteln

Im Kapitel „Selbstbesinnung“ beschreibt Zweig die Wandlung des Charakters Marie Antoinettes, die mit dem Einsetzen der Revolution und ihrer Mutterrolle einherging. Zitate aus ihren Briefen an Fersen sollen diese Wandlung zu mehr Ernsthaftigkeit und Reflexion veranschaulichen. So werden mehrere Stellen angeführt, wo die Königin von ihren Kindern spricht, und davon, dass diese im Unglück ihr einziger Trost seien (vgl. MA 302). Beispielhaft dafür sei der folgende Ausschnitt aus dem Brief Marie Antoinettes an Fersen vom 7. Dezember 1791 angeführt:

[...] Cette dernière occupation, qui n’est pas la moindre fait mon seul bonheur..... et quand je suis bien triste, je prends mon petit garçon dans mes bras, je l’embrasse de tout mon cœur, et cela me console dans ce moment. (SÖ 228)

Fast zwei ganze Seiten nimmt ein Zitat ein, das einem Brief an die Gouvernante ihres Sohnes entnommen ist, in welchem die Mutter ihr Anweisungen für die Erziehung des jungen Thronfolgers gibt. Das Dokument steht beispielhaft für die „völlige Verwandlung“ (MA 305), die Marie Antoinette nun vollzogen habe. Im Vergleich zum Original der Anweisung²²⁴ wird in der Biographie nur der erste Teil zitiert, dieser jedoch getreu ohne weitere Auslassungen oder Veränderungen.

Als zusätzliche Bestätigung für den Wandel ihres Charakters dient Zweig auch eine ikonographische Quelle, nämlich das Bild des polnischen Malers Kucharski, das dieser in den Tuileries von ihr anfertigte. Wie Doris Wendt festhält, interpretiert es Zweig „in einer

²²⁴ Marie-Antoinette à la Marquise de Tourzel, 24.7.1789, vgl. Lever: *Correspondance*, S. 488–491.

Mischung aus Bildbeschreibung und Seelendeutung“²²⁵, um seine Charakterdarstellung zu untermalen.

Die neue Fähigkeit Marie Antoinettes zur Introspektion und Reflexion stellt Zweig anhand von Zitaten aus den Briefen Marie Antoinettes an Fersen dar, die überwiegend in den Kapiteln „Einer betrügt den anderen“ und „Der Freund erscheint zum letzten Mal“ vorkommen. Sie stammen aus dem Zeitraum zwischen Juli und Dezember des Jahres 1791 und wurden ebenso Söderhjells Analyse entnommen (vgl. SÖ 203–229). Interessant ist, dass Zweig hier wieder auf Details fokussiert, um seine Argumentation zu untermauern. So stützt er sich auf einen Tagebucheintrag des Grafen (vom 13. Februar 1792), wo dieser einen Besuch bei der Königin festhält: „Alle ches elle passe par mon chemin ordinaire peur des gard : nat : son logement a merveille [resté la]“ (SÖ 241–242). Zweig kontextualisiert den Eintrag folgendermaßen:

Dort heißt es zunächst: „Zu ihr gegangen; meinen gewöhnlichen Weg genommen. Besorgnis wegen der Nationalgarden, ihre Wohnung wundervoll.“ Ausdrücklich heißt es also „Zu ihr“ und nicht „Zu ihnen“ gegangen. Dann folgen im Tagebuch noch zwei Worte, die später von jener berüchtigten zimperlichen Hand mit Tinte unlesbar gemacht wurden. Aber glücklicherweise gelang es, sie wieder abzudecken, und diese zwei inhaltsschweren Worte, sie lauten: „resté là“, zu deutsch „dort geblieben“. (MA 375)

Diese beiden Worte sieht er als Beweis, dass Fersen die Nacht bei Marie Antoinette verbracht hatte. Er ist aber nicht der erste, der dies feststellen konnte: Mit seiner Formulierung eskamotiert Zweig die Tatsache, dass es Alma Söderhjell war, der es gelungen ist, die Worte wieder lesbar zu machen. Sie geht ebenso wie er in der Folge darauf ein, dass es für den Grafen zu gefährlich gewesen sein musste, die Tuilerien zu verlassen und anschließend wieder zu betreten (vgl. SÖ 247). Auch hier übernimmt Zweig also die Darstellung Söderhjells fast eins zu eins.

Ebenso auf einem Tagebucheintrag basiert die Gesprächsszene zwischen Ludwig XVI. und Fersen, als dieser ihn in Bezug auf seine schwierige Lage ins Vertrauen zieht:

Mann zu Mann mit vollem Vertrauen setzt der König dann dem verlässlichen Freunde seine Lage auseinander. „Wir sind unter uns“, sagt er, „und können sprechen. Ich weiß, daß man mich der Schwäche und Entschlußunfähigkeit beschuldigt, aber noch niemand hat sich jemals in einer Lage befunden wie der meinen. Ich weiß, daß ich den richtigen Augenblick (zur Flucht) versäumt habe, am 14. Juli, und seitdem habe ich ihn nicht wiedergefunden. Die ganze Welt hat mich im Stich gelassen.“ (MA 376)

²²⁵ Wendt: Stefan Zweigs *Marie Antoinette*, S. 137.

Im Original ist diese Begebenheit nur aus der Perspektive Fersens überliefert. Bei einem Vergleich fällt auf, dass zwar die sinngemäße Ergänzung „(zur Flucht)“ durch Klammern markiert ist, eine längere Stelle dazwischen jedoch ohne Kennzeichnung gestrichen wurde:

Ensuite il me dit : Ah, ca, nous sommes entre nous et nous pouvons parler, je sais qu'on me taxe de foiblesse et d'irrésolution, mais personne ne s'est jamais trouvé dans ma position, je sais que j'ai manqué le moment, je l'ai manqué, c'était le 14 Juil : il falloit alors s'en aller et je le voulais mais comment faire quand Monsieur lui même me prioit de ne pas partir, et que le M : al de Broglie qui commendoit me repondoit : oui, nous pouvons aller à Metz mais que ferons nous quand nous y serons, j'ai manqué le moment et depuis je ne l'ai pas retrouvé. J'ai été abandonné de tout le monde. (SÖ 242)

Die weiteren zitierten Briefstellen sind bis auf die eine oder andere Kürzung getreue Übersetzungen nach der Version von Söderhjelm. Eine interessante Parallele, nicht was das Quellenmaterial, sondern die Übereinstimmung mit Söderhjelm's Kontextualisierung betrifft, ist dort zu finden, wo Zweig die Briefe der letzten Phase zusammenfasst, die seiner Dramenanalogie entsprechend dem fünften Akt der Tragödie entsprechen:

Das Entsetzen, das Grauen, die Angst jener Tage des letzten Wartens und ungeduldigen Harrens spiegeln die Briefe der Königin an ihren getreuesten Freund. Eigentlich sind es keine Briefe mehr, sondern Schreie, wilde, zuckende Angstrufe, gleichzeitig undeutlich und schrill wie die eines Gehetzten und Gewürgten. (MA 387)

Auch Söderhjelm schreibt schon davon, die späten Briefe seien allesamt Hilfeschreie und verzweifelte Angstrufe („toutes des appels au secours, de véritables cris de détresse“, SÖ 261). Heute würde man wohl kaum zögern, diese weitere „Anlehnung“ Zweigs an seine Vorlage als Plagiat zu bezeichnen.

4.3.5 Einbettung anderer Quellen

Stefan Zweig übernimmt aus Söderhjelm's Buch nicht nur zahlreiche Stellen aus den überlieferten Dokumenten und Briefen Axel von Fersens, sondern auch Zitate anderer Personen. Es muss davon ausgegangen werden, dass Zweig keine Einsicht in die Originalquellen hatte, sondern diese aus zweiter Hand zitiert, was seiner Selbstdarstellung als unabhängiger und objektiver Forscher entgegensteht. Ein Beispiel dafür ist die Beschreibung der Gräfin Marie Antoinettes durch den Briten Horace Walpole, die Söderhjelm wie folgt wiedergibt:

Horace Walpole, qui est venu à Paris pour les noces de Madame Clothilde avec le prince de Piémont, a donné d'elle ce portrait : « On ne pouvait avoir d'yeux que pour la Reine.

Les Hébés et les Flores, les Hélènes et les Grâces ne sont que des coureuses de rue à côté d'elle. Quand elle est debout ou assise c'est la statue de la beauté ; quand elle se meut, c'est la grâce en personne [...] » (SÖ 62)

In der Biographie findet sich das Zitat im Kapitel „Bildnis eines Königspaares“, dort heißt es: „,Wenn sie sich aufrecht hält‘, schreibt ganz trunken der sonst kühle Engländer Horace Walpole, ‚ist sie die Statue der Schönheit, wenn sie sich bewegt, die Grazie in Person.‘“ (MA 96)

Eindeutig ist die Übernahme eines Zitats aus der Sekundärquelle auch im Fall von Saint-Priest, dessen Aussagen Zweig zur Untermauerung seiner These von der sexuellen Beziehung Fersens und Marie Antoinettes heranzieht.

Saint-Priest, der Wohleingeweihte, der alles wußte, nur nicht, daß seine eigene Frau in Fersen vernarrt war und ihm glühende Liebesbriefe schrieb²²⁶, berichtet mit jener Sicherheit, die seine Behauptungen gültiger macht als die aller andern: „Fersen begab sich drei- oder viermal jede Woche nach Trianon. Die Königin, ohne jedes Gefolge, tat das gleiche, und diese Rendezvous verursachten öffentliches Gerede ungeachtet der Bescheidenheit und Zurückhaltung des Günstlings, der äußerlich nie seine Stellung betonte und von allen Freunden der Königin der diskreteste war.“ (MA 262)

Das Zitat stammt aus den Memoiren des Grafen von Saint-Priest²²⁷ und wird bei Söderhjelm genau in demselben Ausschnitt wie bei Zweig abgedruckt:

« ... En attendant Fersen se rendait à cheval dans le parc, du côté de Trianon, trois ou quatre fois la semaine ; la reine seule en faisait autant de son côté, et ces rendez-vous causaient un scandale public, malgré la modestie et la retenue du favori, qui ne marqua jamais rien à l'extérieur et a été, de tous les amis d'une reine, le plus discret ». (SÖ 115)

Auch an einer zweiten Stelle bedient sich Zweig seiner Sekundärquelle, um das Zitat wie aus erster Hand aussehen zu lassen. Es geht dabei um die Tatsache, dass Ludwig XVI. von der Affäre seiner Ehefrau gewusst haben muss: „Saint-Priest sagt ausdrücklich: ‚Sie hatte Mittel und Wege gefunden, ihn dahin zu bringen, daß er ihre Beziehung mit dem Grafen zur Kenntnis nahm.‘“ (MA 273) Der Ausschnitt ist wieder bei Söderhjelm nachzulesen: „Le comte de Saint-Priest dit dans ses Souvenirs : « ... elle (Marie-Antoinette) avait trouvé le moyen de lui (au Roi) faire agréer sa liaison avec le comte Fersen ; [...] »“ (SÖ 150)

Problematisch ist die Verwendung der Zitate aus mehreren Gründen. Erstens beruft sich Zweig nicht auf eine Primärquelle, die er selbst ausgewählt und überprüft hat, sondern

²²⁶ Diese Briefe sind ebenfalls bei Söderhjelm abgedruckt, vgl. SÖ 172–177.

²²⁷ Saint-Priest, Comte de: *Mémoires. Règnes de Louis XV et de Louis XVI*. Publié par le Baron de Barante. Paris: Calmann-Lévy 1929. URL: <<http://gallica.bnf.fr/ark:/12148/bpt6k468295/f6.item.r=comte%20de%20saint-priest>> (letzter Zugriff am 23.03.2017).

übernimmt exakt die Ausschnitte, die bei Söderhjelm angegeben sind. Zweitens steht die Verwendung der Aussagen Saint-Priests im Widerspruch zu Zweigs Behauptung, die Beziehung der Königin zu Fersen sei zu ihren Lebzeiten völlig unbekannt gewesen. Fersen sei „nicht erwähnt in jener öffentlich gedruckten Liebhaberliste, nicht in den Briefen der Gesandten, in den Berichten der Zeitgenossen“ (MA 251). Drittens schließlich gehören die Aussagen Saint-Priests zu ebenjener Art von Quellenmaterial, die der Autor selbst in der Nachbemerkung als nicht zuverlässig klassifiziert. Ebenso wie beim Herzog von Lévis scheint es ihn aber hier wieder nicht zu stören, wie zuverlässig die Erinnerungen sind, solange sie seine Argumentation unterstützen.

5 Zusammenfassung: Die Konstruktion einer mittelmäßigen Heldin

Stefan Zweig legte mit seiner Biographie *Marie Antoinette* (1932) ein im In- und Ausland überaus erfolgreiches Buch vor. Es reiht sich in eine Vielzahl an biographischen Publikationen der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg ein, deren Popularität in dem Bedürfnis der Leser/innen nach „historischer Vergewisserung“²²⁸ in einer von Krisen und sozialen Umbrüchen geprägten Zeit wurzelte. Die biographische Gattung bot in ihrer Position zwischen Kunst und Wissenschaft eine Möglichkeit, Geschichte als sinnvollen Ablauf im Rahmen der Darstellung eines Lebenslaufes zu erzählen. Die modernen Biographen, zu deren Hauptvertretern Emil Ludwig und Stefan Zweig gehörten, gründeten ihren Wahrheitsanspruch jedoch nicht auf traditionelle historische Erkenntniswege, sondern auf die psychologische Einfühlungskraft des Dichters. Diese ermögliche es ihm, nicht nur die Dokumente selbst zu befragen, sondern auch die Lücken und Leerstellen, die diese eröffnen, auszudeuten und somit individuelle psychologische Zusammenhänge zu erklären. Diese „freie und beschwingte Kunst der Seelenschau“ (MA 266) war durch die Erkenntnisse der Psychoanalyse Sigmund Freuds wesentlich beeinflusst, wenngleich es sich bei Zweigs Biographien nicht um psychoanalytische Texte im eigentlichen Sinn handelt.

Stefan Zweigs Bildnis der französischen Königin Marie Antoinette kommt ebenso wie seine anderen Biographien ohne ein Quellenverzeichnis aus. Die wenigen von ihm in der Nachbemerkung erwähnten Dokumente, darunter der Briefwechsel Marie Antoinettes mit Maria Theresia und die Dokumente aus dem Nachlass Fersens, wurden, ebenso wie weitere als Vorlagen identifizierte Werke, im Zuge dieser Arbeit systematisch auf ihre Verwendung in der Biographie hin überprüft. Die Strategien des Autors bei der Konstruktion seines historischen Porträts können dabei folgendermaßen beschrieben werden:

Über weite Teile hinweg verwendet der Autor längere oder kürzere direkte Quellenzitate. Er lässt die historischen Figuren gleichsam selbst sprechen, was der Darstellung Authentizität und Lebendigkeit verleiht. Vordergründig erscheinen die Aussagen damit überprüfbar und gültig, und der Autor wird seinem Anspruch, die „historische Wahrheit“ zu erzählen, gerecht. Häufig wurden die zitierten Stellen jedoch aus dem ursprünglichen Zusammenhang gerissen und in der Biographie neu kontextualisiert bzw. durch Einschübe des Erzählers und spezifische Formen der Redekennzeichnung kommentiert. Auch die Nichteinhaltung der Chronologie und die bewusste Häufung von

²²⁸ Scheuer: *Biographie*, S. 157.

(Teil-)Zitaten aus unterschiedlichen Kontexten kennzeichnen Zweigs biographisches Verfahren. In Bezug auf den Briefwechsel zwischen Marie Antoinette und Maria Theresia konnte festgestellt werden, dass Zweig nur Zitate auswählt, die seine Charakterisierung der Hauptfiguren unterstützen, während er andere Stellen weglässt, die diese relativieren würden – zum Teil auch innerhalb der zitierten Passagen, ohne dies kenntlich zu machen.

Als wichtige Vorlagen für *Marie Antoinette* konnten Frantz Funck-Brentanos *Das Halsband der Königin und der Tod der Königin* (1905) und Alma Söderhjells *Fersen et Marie-Antoinette* (1930) identifiziert werden. Bei beiden Werken handelt es sich um geschichtliche Darstellungen. Zweig griff also für große Teile der Biographie nicht auf Primärquellen, sondern bereits auf Sekundärwerke zurück, ohne dies anzugeben und ohne die darin enthaltenen Informationen selbst kritisch zu prüfen. Zwischen Zweigs Selbstdarstellung als ein der historischen Wahrheit verpflichteter Dichter und seiner tatsächlichen Quellenauswahl besteht somit ein deutlicher Widerspruch. Auch der Umgang mit diesen Vorlagen unterscheidet sich von der Verwendung der Primärquellen: Während er dem Briefwechsel Marie Antoinettes mit Maria Theresia recht frei verschiedene Zitate aus unterschiedlichen Zeiträumen und Zusammenhängen entnimmt und diese seinen Bedürfnissen entsprechend kürzt, verändert und umstellt, übernimmt er dort, wo es eine direkte Vorlage gibt, die Zitate fast immer unverändert. Legt man wissenschaftliche Maßstäbe an, ist aufgrund der Nichtkennzeichnung dieser Übernahmen von einem Plagiat zu sprechen.

Ein zweiter Widerspruch ergibt sich zwischen Zweigs Angabe in der Nachbemerkung, er habe auf unzuverlässiges Material, wie es Memoiren und Anekdoten aus der Restaurationszeit für ihn darstellten, verzichtet, und der tatsächlichen Praxis der Quellenverwendung. Indem er in Funck-Brentanos und Söderhjells Darstellungen eingebettete Aussagen von Personen, wie etwa der Kammerzofe Madame de Campan, dem Herzog von Lévis oder Saint-Priest, übernimmt, ohne deren Herkunft seinerseits zu hinterfragen, wird er seinem eigenen Anspruch, nur unzweifelhaft echte Dokumente heranzuziehen, nicht gerecht.

Aus Stefan Zweigs Schriften lässt sich keine konsistente Geschichtsauffassung ableiten. Einige Gedanken aus *Die Geschichte als Dichterin* (1939) sind jedoch für das Verständnis seines biographischen Verfahrens von Bedeutung. Der Dichter steht laut ihm im Dienste der Geschichte, welcher er als souveränes Subjekt mit eigener poetischer Schaffenskraft begreift. Als Biograph sieht er sich als Sprachrohr und Vermittler der in der Vergangenheit bereits angelegten Themen und Motive eines Lebenslaufes, die er nur aufzugreifen braucht.

Dort, wo es Lücken und Leerstellen in der Geschichte gebe, hänge es von der psychologischen Einfühlungskraft des Dichters ab, diese auszudeuten und so der historischen Wahrheit auf die Spur zu kommen. Zweigs biographische Praxis steht dieser Auffassung jedoch entgegen. Indem er seine Quellen nicht immer hinterfragt und sie entsprechend seinen Intentionen willkürlich anordnet, wird er selbst zum Konstrukteur von Geschichte. Auch wenn er ansatzweise anerkennt, dass es keine letztgültige historische oder biographische Wahrheit geben kann, arbeitet er doch konsequent daran, dies seinen Leser/innen zumindest zu suggerieren. Die Berufung auf eine höhere Instanz, wie den zielgerichteten Lauf der Geschichte und ein unentrinnbares Schicksal, ermöglicht es ihm, sei es bewusst oder unbewusst, seine eigene Perspektive als von ganz bestimmten Vorannahmen geleiteter Biograph zu verschleiern.

Die historische Figur Marie Antoinettes wird durch diese Verfahren als „mittlerer Charakter“ konstruiert, der in einem tragischen Geschichtsverlauf an Größe gewinnt und schließlich zu Fall kommen muss. Entsprechend der Tragödienanalogie, die an vielen Stellen im Werk gezogen und stilistisch ausgeschmückt wird, erscheint sie als tragische Heldin. Wenngleich also Zweig davon spricht, die historische Figur Marie Antoinette vermenschlichen zu wollen und nicht zu heroisieren, so bringt er damit hauptsächlich seine Abgrenzung von den Beschönigungen einiger royalistischer Biographen und damit seine Ablehnung der prüden Moralvorstellungen des 19. Jahrhunderts zum Ausdruck. Der ästhetischen Struktur der Biographie nach kann hingegen durchaus von einer Heroisierung gesprochen werden: Marie Antoinette erscheint in ihrem tragödisch überformten Lebenslauf am Ende als heroische Figur. Als solche stellt sie einen bestimmten Typus des eigentlich „mittleren Menschen“ dar, der durch sein Schicksal erhöht wird, wie er sich auch in *Maria Stuart* wiederfindet.

Wie erläutert, befand sich die biographische Gattung seit jeher in einem Spannungsfeld zwischen Kunst und Wissenschaft. Versucht man nun *Marie Antoinette* zwischen diesen beiden Polen einzuordnen, kann in Anbetracht der Ergebnisse der Quellenanalyse und des ästhetisch-strukturellen Aufbaus des Textes festgehalten werden, dass *Marie Antoinette* eher der Kunst als der Wissenschaft zuzurechnen ist. Zweig stellte an sich selbst den Anspruch, wenn schon nicht *die*, so zumindest *eine* historische Wahrheit zu erzählen. Er tut dies in jedem Fall aber mit den Mitteln des Künstlers, und nicht des Historiographen. Wenngleich er historisch belesen war, bediente er sich der Quellen frei, um daraus ein literarisches Charakterporträt, und damit im Sinne Maurois‘ ein „biographisches Kunstwerk“ zu schaffen.

Als solches ist es jedenfalls gelungen, was sein Erfolg bei den Leser/innen, damals wie heute, bezeugt.

6 Literaturverzeichnis

6.1 Quellen

- Arneth, Alfred von (Hg.): *Maria Theresia und Marie Antoinette. Ihr Briefwechsel*. Wien: Braumüller ²1866.
- Arneth, Alfred von (Hg.): *Marie Antoinette, Joseph II. und Leopold II. Ihr Briefwechsel*. Leipzig (u. a.): Köhler (u. a.) 1866.
- Arneth, Alfred von (Hg.): *Marie-Antoinette. Correspondance secrète entre Marie-Thérèse et le Cte de Mercy-Argenteau. Avec les lettres de Marie-Thérèse et de Marie-Antoinette*. 3 Bde. Paris: Firmin-Didot 1874–75.
- Christoph, Paul (Hg.): *Maria Theresia. Geheimer Briefwechsel mit Marie Antoinette*. Wien, München: Amalthea 1980.
- Funck-Brentano, Frantz: *Das Halsband der Königin und der Tod der Königin. Nach neuen Quellen bearbeitet*. Einzige berecht. Übers. aus d. Franz. v. Nina Knoblich. Mit zweiundzwanzig Illustrationen. München: Albert Langen 1905.
- Genlis, Mme de: *Souvenirs de Félicie. Suivis des souvenirs et portraits par M. le duc de Lévis*. Avec avant-propos et notes par M. Fs. Barrière. Paris: Firmin-Didot 1857, URL: <<http://gallica.bnf.fr/ark:/12148/bpt6k6228526p/f9>> (letzter Zugriff am 23.03.2017).
- Girard, Georges (Hg.): *Correspondance entre Marie-Thérèse et Marie-Antoinette*. Paris: Grasset 1933.
- Goncourt, Edmond / Goncourt, Jules de: *Geschichte der Marie Antoinette*. Wien: Markgraf ²1865.
- Hinterberger, Heinrich: *Katalog XIX. Interessante alte Bücher*. Wien: o. J.
- Klinckowström, Rudolf Maurits (Hg.): *Le Comte de Fersen et la Cour de France. Extraits de papiers du Jean Axel de Fersen*. Publiés par son petit-neveu le Baron R. M. de Klinckowström. 2 Bde. Paris: Firmin-Didot 1877/78.
- La Rocheterie, Maxime de / Beaucourt, Gaston Du Fresne de (Hg.): *Lettres de Marie-Antoinette. Recueil de lettres authentiques de la Reine*. Paris: Picard 1895/96.
- Lever, Evelyne (Hg.): *Correspondance de Marie-Antoinette (1770–1793)*. Paris: Tallandier 2005.
- Lever, Evelyne: *Marie Antoinette. Eine Biographie*. Zürich: Benziger 1992.
- Nolhac, Pierre de: *La Reine Marie-Antoinette*. Paris: Calmann-Lévy o. J.
- Saint-Priest, Comte de: *Mémoires. Règnes de Louis XV et de Louis XVI*. Publié par le Baron de Barante. Paris: Calmann-Lévy 1929. URL: <<http://gallica.bnf.fr/ark:/12148/bpt6k468295/f6.item.r=comte%20de%20saint-priest>> (letzter Zugriff am 23.03.2017).
- Söderhjelm, Alma (Hg.): *Fersen et Marie-Antoinette. Correspondance et journal intime inédits du Comte Axel de Fersen*. Paris: Editions Kra 1930.

6.2 Primärliteratur

- Freud, Sigmund / Zweig, Arnold: *Briefwechsel*. Hg. v. Ernst L. Freud. Frankfurt am Main: S. Fischer 1980.
- Zweig, Stefan: *Briefwechsel mit Hermann Bahr, Sigmund Freud, Rainer Maria Rilke und Arthur Schnitzler*. Hg. v. Jeffrey B. Berlin, Hans-Ulrich Lindken u. Donald A. Prater. Frankfurt am Main: S. Fischer 1987.
- Zweig, Stefan: Die Geschichte als Dichterin. In: Ders.: *Gesammelte Werke in Einzelbänden. Die schlaflose Welt. Aufsätze und Vorträge aus den Jahren 1909–1941*. Frankfurt am Main: S. Fischer 1983, S. 249–270.
- Zweig, Stefan: *Die Welt von Gestern. Erinnerungen eines Europäers*. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch 2010.
- Zweig, Stefan: *Gesammelte Werke in Einzelbänden. Der Kampf mit dem Dämon. Hölderlin – Kleist – Nietzsche*. Frankfurt am Main: S. Fischer 1981. (*Die Baumeister der Welt*, Band 2)
- Zweig, Stefan: *Gesammelte Werke in Einzelbänden. Die Heilung durch den Geist. Mesmer – Mary Baker-Eddy – Freud*. Frankfurt am Main: S. Fischer 1982.
- Zweig, Stefan: *Gesammelte Werke in Einzelbänden. Drei Dichter ihres Lebens. Casanova – Stendhal – Tolstoi*. Frankfurt am Main: S. Fischer 1981. (*Die Baumeister der Welt*, Band 3)
- Zweig, Stefan: *Gesammelte Werke in Einzelbänden. Drei Meister. Balzac – Dickens – Dostojewski*. Frankfurt am Main: S. Fischer 1981. (*Die Baumeister der Welt*, Band 1)
- Zweig, Stefan: *Gesammelte Werke in Einzelbänden. Joseph Fouché. Bildnis eines politischen Menschen*. Frankfurt am Main: S. Fischer 1981.
- Zweig, Stefan: *Gesammelte Werke in Einzelbänden. Maria Stuart*. Frankfurt am Main: S. Fischer 1981.
- Zweig, Stefan: *Gesammelte Werke in Einzelbänden. Rausch der Verwandlung. Roman aus dem Nachlaß*. Hrsg. u. mit einer Nachbemerkung versehen v. Knut Beck. Frankfurt am Main: S. Fischer 1982.
- Zweig, Stefan: *Gesammelte Werke in Einzelbänden. Sternstunden der Menschheit. Zwölf historische Miniaturen*. Hrsg. u. mit einer Nachbemerkung versehen v. Knut Beck. Frankfurt am Main: S. Fischer ²1982.
- Zweig, Stefan: *Gesammelte Werke in Einzelbänden. Tagebücher*. Hrsg. u. mit einer Nachbemerkung versehen v. Knut Beck. Frankfurt am Main: S. Fischer 1984.
- Zweig, Stefan: Geschichtsschreibung von morgen. In: Ders.: *Gesammelte Werke in Einzelbänden. Die schlaflose Welt. Aufsätze und Vorträge aus den Jahren 1909–1941*. Frankfurt am Main: S. Fischer 1983, S. 227–248.
- Zweig, Stefan: *Marie Antoinette. Bildnis eines mittleren Charakters*. Hrsg. u. mit einer Nachbemerkung versehen v. Knut Beck. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch ⁴2014.

6.3 Sekundärliteratur

- Alami, Mourad: *Der Stil der literarischen Biographien bei Stefan Zweig. Erläutert am „Joseph Fouché“*. Frankfurt am Main (u. a.): Peter Lang 1989. (Europäische Hochschulschriften, Deutsche Sprache und Literatur, 1136)
- Beck, Knut: Nachbemerken des Herausgebers. In: Stefan Zweig: *Gesammelte Werke in Einzelbänden. Die Heilung durch den Geist. Mesmer – Mary Baker-Eddy – Freud*. Frankfurt am Main: S. Fischer 1982, S. 383–398.
- Beck, Knut: Nachwort des Herausgebers. In: Stefan Zweig: *Marie Antoinette. Bildnis eines mittleren Charakters*. Hrsg. u. mit einer Nachbemerkung versehen v. Knut Beck. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch 42014, S. 525–535.
- Berly, Cécile: *Marie-Antoinette et ses biographes. Histoire d’une écriture de la Révolution française*. Paris: L’Harmattan 2006.
- Charue, Jean: La révolution française vue par Stefan Zweig. In: *Etudes danubiennes* V/2 (1989), S. 27–36.
- Duprat, Annie: Stefan Zweig et l’Histoire. Retour sur l’affaire Marie-Antoinette, de la narration à l’enquête. In: Régine Battiston / Klemens Renoldner (Hg.): *„Ich liebte Frankreich wie eine zweite Heimat“*. Neue Studien zu Stefan Zweig. Würzburg: Königshausen & Neumann 2011 (Schriftenreihe des Stefan-Zweig-Centre Salzburg, 2), S. 171–184.
- Fetz, Bernhard: Die vielen Leben der Biographie. Interdisziplinäre Aspekte einer Theorie der Biographie. In: Ders. (Hg.): *Die Biographie – Zur Grundlegung ihrer Theorie*. Unter Mitarbeit v. Hannes Schweiger. Berlin, New York: de Gruyter 2009, S. 3–66.
- Goetz, Adrien: A propos de l’invention du mythe de Marie-Antoinette, une lecture des Goncourt de Dumas et de Zweig. In: Baraton, Alain / Institut de la Maison de Bourbon Paris (Hg.): *Marie-Antoinette face à l’histoire. Colloque à la Sorbonne 30 septembre 2006*. Paris: de Guibert 2008, S. 131–144.
- Görner, Rüdiger: *Stefan Zweig. Formen einer Sprachkunst*. Wien: Sonderzahl 2012.
- Hemecker, Wilhelm: Einleitung. In: Ders. (Hg.): *Die Biographie – Beiträge zu ihrer Geschichte*. Unter Mitarbeit v. Wolfgang Kreutzer. Berlin, New York: de Gruyter 2009, S. 1–10.
- Huemer, Georg: Biographie als legitime Form der Geschichtsschreibung. Zu Stefan Zweig: „Die Geschichte als Dichterin“. In: Bernhard Fetz / Wilhelm Hemecker (Hg.): *Theorie der Biographie. Grundlagentexte und Kommentar*. Unter Mitarbeit v. Georg Huemer u. Katharina J. Schneider. Berlin, New York: de Gruyter 2011 (de Gruyter Studium), S. 191–197.
- Innerhuber, Monika: Stefan Zweig als Biograph. Mit besonderer Berücksichtigung der Biographien „Triumph und Tragik des Erasmus von Rotterdam“ und „Castellio gegen Calvin. Ein Gewissen gegen die Gewalt“. Wien: Univ. Dipl. Arb. 1989.
- Kittstein, Ulrich: *„Mit Geschichte will man etwas“*. Historisches Erzählen in der Weimarer Republik und im Exil (1918–1945). Würzburg: Königshausen & Neumann 2006.
- Koch, Hans-Albrecht: Ästhetischer Widerstand oder politischer Eskapismus? Vom Erasmus-Buch zur Schachnovelle. In: Thomas Eicher (Hg.): *Stefan Zweig im*

- Zeitgeschehen des 20. Jahrhunderts*. Oberhausen: Athena 2003 (Übergänge, Grenzfälle. Österreichische Literatur in Kontexten, 8), S. 43–58.
- Kory, Beate Petra: *Im Spannungsfeld zwischen Literatur und Psychoanalyse. Die Auseinandersetzung von Karl Kraus, Fritz Wittels und Stefan Zweig mit dem „großen Zauberer“ Sigmund Freud*. Stuttgart: ibidem 2007.
- Lévy, Alfred: Stefan Zweig oder vom Geist der Bewunderung. In: Josef Rattner / Gerhard Danzer (Hg.): *Österreichische Literatur und Psychoanalyse. Literaturpsychologische Essays über Nestoy – Ebner-Eschenbach – Schnitzler – Kraus – Rilke – Musil – Zweig – Kafka – Horváth – Canetti*. Mit Beiträgen von Irmgard Fuchs und Alfred Lévy. Würzburg: Königshausen & Neumann 1998, S. 189–219.
- Matuschek, Oliver: *Stefan Zweig. Drei Leben – Eine Biographie*. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch ²2014.
- Maurois, André: Die Biographie als Kunstwerk [1929]. In: Bernhard Fetz / Wilhelm Hemecker (Hg.): *Theorie der Biographie. Grundlagentexte und Kommentar*. Unter Mitarbeit v. Georg Huemer u. Katharina J. Schneider. Berlin, New York: de Gruyter 2011 (de Gruyter Studium), S. 83–97.
- Mittermayer, Manfred: Das Handwerk der Biographie. Virginia Woolfs Beiträge zur Theorie der Biographie. In: Bernhard Fetz / Wilhelm Hemecker (Hg.): *Theorie der Biographie. Grundlagentexte und Kommentar*. Unter Mitarbeit v. Georg Huemer u. Katharina J. Schneider. Berlin, New York: de Gruyter 2011 (de Gruyter Studium), S. 171–176.
- Müller, Karl: Faszination Geschichte. Zum Begriff der Geschichte bei Stefan Zweig. In: Joachim Brügge (Hg.): *„Das Buch als Eingang zur Welt.“* Zur Eröffnung des Stefan Zweig Centre Salzburg am 28. November 2008. Würzburg: Königshausen & Neumann 2009 (Schriftenreihe des Stefan Zweig Centre Salzburg, 1), S. 77–96.
- Ní Dhúill, Caitríona: Weltgeschichte als Heldenbiographik. Verehrung der „Großen Menschen“ bei Thomas Carlyle. In: Bernhard Fetz / Wilhelm Hemecker (Hg.): *Theorie der Biographie. Grundlagentexte und Kommentar*. Unter Mitarbeit v. Georg Huemer u. Katharina J. Schneider. Berlin, New York: de Gruyter 2011 (de Gruyter Studium), S. 33–37.
- Prater, Donald A.: *Stefan Zweig. Das Leben eines Ungeduldigen*. Aus d. Engl. v. Annelie Hohenemser. München, Wien: Hanser ²1982.
- Reffet, Michel: Stefan Zweigs historische Biographien und die Gegner der ‚bürgerlichen‘ Literatur. In: Thomas Eicher (Hg.): *Stefan Zweig im Zeitgeschehen des 20. Jahrhunderts*. Oberhausen: Athena 2003 (Übergänge, Grenzfälle. Österreichische Literatur in Kontexten, 8), S. 281–292.
- Riederer, Günter: Die „Frankenstein-Methode“ moderner Biographik. André Maurois und seine Überlegungen zur Theorie der Biographie. In: Bernhard Fetz / Wilhelm Hemecker (Hg.): *Theorie der Biographie. Grundlagentexte und Kommentar*. Unter Mitarbeit v. Georg Huemer u. Katharina J. Schneider. Berlin, New York: de Gruyter 2011 (de Gruyter Studium), S. 99–103.
- Scheuer, Helmut: *Biographie. Studien zur Funktion und zum Wandel einer literarischen Gattung vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart*. Stuttgart: Metzler 1979.
- Scheuer, Helmut: Biographie. Überlegungen zu einer Gattungsbeschreibung. In: Reinhold Grimm / Jost Hermand (Hg.): *Vom Anderen und vom Selbst. Beiträge zu Fragen der Biographie und Autobiographie*. Königstein: Athenäum 1982, S. 9–29.

- Scheuer, Helmut: „Biographie“. In: *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft*. Neubearbeitung des Reallexikons der deutschen Literaturgeschichte. Hg. v. Klaus Weimar (u. a.). Bd. 1. Berlin, New York: de Gruyter 2007, S. 233–236.
- Steiman, Lionel B., unter Mitwirkung v. Manfred W. Heiderich: Begegnung mit dem Schicksal: Stefan Zweigs Geschichtsvision. In: Mark H. Gelber (Hg.): *Stefan Zweig – heute*. New York (u. a.): Peter Lang 1987 (New Yorker Studien zur Neueren Deutschen Literaturgeschichte, 7), S. 101–129.
- Strigl, Daniela: Biographie als Intervention. Zum Problem biographischen Erzählens bei Stefan Zweig – Fouché und Erasmus. In: Karl Müller (Hg.): *Stefan Zweig – Neue Forschung*. Würzburg: Königshausen & Neumann 2012 (Schriftenreihe des Stefan Zweig Centre Salzburg, 3), S. 9–25.
- Turner, David: History as Popular Story. On the Rhetoric of Stefan Zweig’s „Sternstunden der Menschheit“. In: *The Modern Language Review* 84/2 (1989), S. 393–405.
- Wagner, Karl: Von den Erfindungen der biographischen Wahrheit: Freud/Zweig/Dostojewski. In: Izabela Sellmer (Hg.): *Die biographische Illusion im 20. Jahrhundert. (Auto-)Biographien unter Legitimierungszwang*. Frankfurt am Main: Lang 2003 (Posener Beiträge zur Germanistik, 1), S. 209–226.
- Wendt, Doris: Stefan Zweigs *Marie Antoinette – Bildnis eines mittleren Charakters*. Eine europäische ‚Kontroverse‘. In: Mark H. Gelber / Anna-Dorothea Ludewig (Hg.): *Stefan Zweig und Europa*. Hildesheim (u. a.): Olms 2011 (HASKALA Wissenschaftliche Abhandlungen, 48), S. 125–148.
- Wolff, Gerhart: Metaphorischer Sprachgebrauch in Stefan Zweigs historischen Biographien. In: Hugo Aust (Hg.): *Wörter. Schätze, Fugen und Fächer des Wissens. Festgabe für Theodor Lewandowski zum 60. Geburtstag*. Tübingen: Narr 1987 (Tübinger Beiträge zur Linguistik, 316), S. 207–220.
- Woolf, Virginia: Die Kunst der Biographie [1939]. In: Bernhard Fetz / Wilhelm Hemecker (Hg.): *Theorie der Biographie. Grundlagentexte und Kommentar*. Unter Mitarbeit v. Georg Huemer u. Katharina J. Schneider. Berlin, New York: de Gruyter 2011 (de Gruyter Studium), S. 161–169.
- Zelewitz, Klaus: Geschichte erzählen – ein Risiko? Die Biographien Stefan Zweigs. In: *Literatur und Kritik* 169/170 (1982), S. 59–71.
- Zimmermann, Christian von: *Biographische Anthropologie. Menschenbilder in lebensgeschichtlicher Darstellung (1830–1940)*. Berlin, New York: de Gruyter 2006. (Quellen und Forschungen zur Literatur- und Kulturgeschichte, 41 [275])
- Zweig, Friderike: *Stefan Zweig*. New York: Crowell 1946.

7 Abstract

Die vorliegende Masterarbeit leistet einen Beitrag zur Erschließung der Quellenverwendung in Stefan Zweigs Biographie *Marie Antoinette. Bildnis eines mittleren Charakters* (1932). Um die darin aufgestellte These vom durchschnittlichen Charakter Marie Antoinettes, der erst in seinem tragischen Schicksal wahre Größe erlangt habe, glaubhaft zu machen, stützte sich Zweig auf teilweise zuvor unveröffentlichtes Quellenmaterial. Zu seinen Hauptquellen zählten neben dem Briefwechsel zwischen Maria Theresia und ihrer Tochter aber auch historische Darstellungen, die das Verhältnis Marie Antoinettes zu Axel von Fersen bzw. die sogenannte Halsbandaffäre behandeln. In der Arbeit wird ein genauer Vergleich dieser Hauptquellen mit deren Repräsentation in der Biographie vorgenommen, um Zweigs Strategien im Umgang mit dem Quellenmaterial transparent zu machen. Zuvor findet in einem theoretischen Teil eine Auseinandersetzung mit der Gattungsproblematik und der modernen Biographik der 1920er- und 30er-Jahre statt, bevor Stefan Zweigs Geschichtsverständnis, das Verhältnis zur Psychoanalyse, der Stil seiner literarischen Biographien sowie Entstehungs- und Rezeptionskontext von *Marie Antoinette* erläutert werden.

This master's thesis contributes to the investigation of the sources of Stefan Zweig's biography *Marie Antoinette. Bildnis eines mittleren Charakters* (1932). In order to support his theory of the mediocre character of Marie Antoinette, achieving greatness only through her tragic fate, Zweig relies on partly unpublished material. His main sources were Maria Theresa's correspondence with her daughter, but also historical works that examined Marie Antoinette's relationship to Axel von Fersen and the so-called Affair of the Diamond Necklace. This thesis provides a detailed comparison of the named sources with their representation in the biography, elucidating Zweig's strategies in dealing with his sources. In a theoretical account, the thesis discusses the characteristics of the genre and the modern biography of the 1920s and 30s. Subsequently, it examines Stefan Zweig's conceptions of history, his relationship to psychoanalysis, the style of his literary biographies as well as the contexts of genesis and reception of *Marie Antoinette*.